Ott 496

Leihbibliothek

deutscher, englischer und französischer Literatur

von

Eduard Ottmann in Gießen,

Schloßgasse Lit. A. Nr. 256.

Leih- und Lesebedingungen.

1. **Offensein der Bibliothek.** Die Bibliothek steht zur Empfangnahme und Rückgabe der Bücher jeden Tag von Morgens 7 Uhr bis Abends 8 Uhr offen.

2. **Lesepreis.** Bei Rückgabe eines geliehenen Buches wird von jedem Tag 5 Pf. bezahlt. Die Zeit eines Tages ist zu 24 Stunden angenommen.

3. **Caution.** Unbekannte Personen müssen, bei Entgegennahme eines Buches, eine dem Werthe desselben entsprechende Summe hinterlegen, welche bei dessen Zurückgabe von mir zurückerstattet wird.

4. **Abonnement.** Dasselbe muß voraus bezahlt werden und beträgt:

für wöchentlich	2 Bücher:	4 Bücher:	6 Bücher:
auf 1 Monat:	1 Mk. — Pf.	1 Mk. 50 Pf.	2 Mk. — Pf.
„ 3 „	2 „ — „	3 „ — „	4 „ — „

5. **Auswärtige Abonnenten** haben für Hin- und Zurücksendung der Bücher auf ihre eigenen Kosten und Gefahr selbst zu sorgen.

6. **Schadenersatz.** Für beschmutzte, zerrissene, verlorene und defecte Bücher (namentlich bei solchen mit Kupfern ꝛc.) muß der Ladenpreis ersetzt werden. — Ist das zerrissene, beschmutzte, verlorene oder defecte Buch ein Theil eines größeren Werkes, so ist der Leser zum Ersatz des Ganzen verpflichtet.

7. **Ausleihezeit.** Dieselbe ist auf 14 Tage festgesetzt und wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß das Weiterverleihen der Bücher nicht stattfinden darf, indem Diejenigen, welche dieselben von mir geliehen, auch dafür zu stehen haben.

Paul de Kock's

humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Dreiundzwanzigster Theil.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1844.

Universitäts-Bibliothek GIESSEN

Das
Weiße Haus.

Von

Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Erster Theil.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1844.

Weiland war ein jedes Dorf
Heimgesucht durch seine Geister,
Jedes Weiler frug um Rath
Seinen Spuk- und Hexenmeister;
Seinen Kobold, sein Gespenst
Barg ein jedes Schloß im Grunde,
Und das Alter fabelte
Gern davon mit regem Munde,
Daß manch holdes Kind der Schlaf
Floh in stiller Geisterstunde.

Delille (der Landmann).

Erstes Kapitel.

Drei junge Leute.

Man war mitten im Juli des Jahres 1825; so eben schlug die vierte Stunde auf der Uhr des Schatzkammergebäudes, und die Angestellten schlossen schnell ihre Schreibtische, legten die Akten wieder an ihren Ort, die Federn auf das Schreibzeug, griffen eifrig nach ihren Hüten und verließen die Arbeit Seiner Excellenz, um nur noch an ihre eigenen Angelegenheiten oder das Vergnügen zu denken.

Unter der Menge von Personen jedes Alters, die man in den langen Gängen umherlaufen sah, schob sich ein Herr von sieben- bis achtundzwanzig Jahren, nachdem er seine Federmesser, Bleistifte und Radiermesser weit methodischer, als junge Leute zu thun pflegen, in Ordnung gelegt und sorgfältig seinen Hut abgestäubt und seinen Frack ausgebürstet hatte, ein großes grünes Portefeuille unter den Arm, welches man von ferne für das eines Divisionschefs hätte halten können; seiner Physiognomie einen Ausdruck von Gutmüthigkeit und Leutseligkeit gebend, folgte er der Menge, die nach der Thüre lief, indem er rechts und links diejenigen seiner Kollegen grüßte,

welche im Vorbeigehen zu ihm sagten: „Guten Tag, Robineau.“

Nachdem Herr Robineau (da wir jetzt seinen Namen wissen) etwa hundert Schritte von seiner Kanzlei entfernt war, nahm er plötzlich ganz andere Manieren an: er schien sich in seinem Anzuge aufzublasen, hob den Kopf in die Höhe, beschleunigte auf affektirte Weise seine Schritte; eine geschäftige, nachsinnende Miene trat an die Stelle des liebenswürdigen Lächelns; das große Portefeuille ward stärker unter den Arm gedrückt und die Vorübergehenden sah er mit dem Blicke eines Beschützers an; es war nicht mehr das Ansehen eines Subalternbeamten mit fünfzehnhundert Franken, es war wenigstens das eines Bureauchefs.

Dieser stolzen Haltung ungeachtet, schlug Robineau den Weg zu einem bescheidenen Traiteur ein, wo man ihm für zweiunddreißig Sous ein Mittagessen vorsetzte, das er köstlich fand, weil seine Mittel ihm nicht erlaubten, ein besseres zu nehmen; hierin wenigstens zeigte sich Robineau weise; Zufriedenheit mit dem, was man hat, ist das Mittel, glücklich zu sein, und weil man täglich die Reichen sich beklagen hört, müssen wohl die Armen sich zufrieden zeigen.

Während indeß Robineau den Garten des Palais-Royal durchschneidet, wird er von zwei jungen, sehr eleganten Herren angehalten, die ihm lachend den Weg vertreten. Der eine, der ungefähr vierundzwanzig Jahr alt sein mag, ist groß, schlank und hält sich leicht gebückt, wie es bei Personen von hohem

Wuchse, die nicht dem Militärstande angehören, ziemlich häufig der Fall ist. Dieses kleinen Fehlers seiner Haltung ungeachtet, ist sein Auftreten ungezwungen; in seinen Manieren, in seinen unbedeutendsten Bewegungen liegt eine freie Nachlässigkeit, die Offenherzigkeit und ein Anstrich von Munterkeit athmet, der für ihn einnimmt. Sein angenehmes Gesicht, seine großen blauen Augen, seine blonden Haare, die anmuthig über seine hohe und gebieterische Stirne herabfallen, machen zusammen aus diesem jungen Manne einen sehr schönen Cavalier; die Bläße seines Gesichts, einige schon scharf gezeichnete Linien um seine Augen und selbst der gewöhnliche Ausdruck seiner Gesichtszüge jedoch zeigen auch einen Mann an, der das Leben sehr genossen hat und an Gefühlen und Vergnügungen alt ist.

Sein Gefährte, nicht eben so groß und von weniger regelmäßigem Gesichte, ist gleichwohl vielleicht hübscher: seine Haare sind schwarz, seine dunkelbraunen Augen haben einen anziehenden Ausdruck von Sanftmuth, und seine Stimme, sein Lächeln vollenden, was die Augen begonnen. In seinen Manieren liegt nicht so viel Munterkeit und Lebhaftigkeit wie bei seinem Freunde; aber er scheint nicht, wie dieser, schon stumpf für alle Genüsse des Lebens.

Beim Anblick der beiden Jünglinge ist das Gesicht des Angestellten wieder liebenswürdig geworden; eifrig ergreift er die Hand, die ihm der lange Blonde bietet, und ruft aus: „Ei! das ist ja Alfred von Marcey! ich bin entzückt, Dich zu treffen;... und Herr

Eduard!... Mit der Gesundheit steht's gut, wie ich sehe... Ihr geht ohne Zweifel zu Tische, und ich auch..."

Derjenige der beiden jungen Leute, dem Robineau noch die Hand drückte, und dessen edle und geistreiche Physiognomie einen leichten Hang zur Persiflage andeutete, blickte unseren Beamten lächelnd an, und in diesem Lächeln lag ein Ausdruck von Muthwillen, worüber jeder Reizbare hätte böse werden können, wenn er nicht zugleich mit einem Tone freimüthiger Heiterkeit ausgerufen hätte: „Guter Robineau, wo treibst Du Dich denn herum?... Man trägt keine so hohen Hüte mehr, mein Freund! Pfui doch!... das ist vom vorigen Jahre... aber es geschieht, um Dich größer zu machen, nicht wahr? Und diese Rockschöße!... ha! ha! ha!... Du siehst aus wie ein hochedler Papa... Wer Teufel macht Dir Deine Kleider? weißt Du, daß Du um ein halbes Jahrhundert zurück bist?"

Robineau nimmt alle die Scherze vortrefflich auf, und indem er die Hand des jungen Mannes endlich losläßt, antwortet er mit gutmüthiger Miene: „Ihr habt gut reden, ihr Herren mit fünfzig und hunderttausend Franken Einkünften, ihr könnt wohl jeder Mode folgen, auf die geringste Aenderung in dem Schnitt eines Rocks, in der Form eines Hutes lauern; ein gewöhnlicher Commis wie ich aber, der nur hundert Louis Gehalt hat!... ich soll indeß bald befördert werden... ihr seht, daß da Ordnung und Sparsamkeit von Nöthen ist, wenn man keine Schul-

den machen will; und dann habe ich mich nie sehr mit der Toilette beschäftigt... ich bin nicht gefallsüchtig; ach! mein Gott, wenn man nur anständig gekleidet ist, was liegt dann auch daran, ob ein Frack länger oder kürzer ist?"

„Ha! Du spielst den Philosophen, Robineau!... Und diese symmetrischen Locken, die Du Dir sorgfältig auf jeder Seite machst? — O! das ist Natur... ich berühre sie nie! — Geh doch! ich wette, Du gehst nicht zu Bette, ohne daß Du Deine Haare aufgewickelt hast! — Ah! zum Beispiel!... — O! ich kenne Dich... mit Deiner anscheinenden Gleichgültigkeit!... Gerade wie in der Schule; es war ihm ganz gleich, was man uns zu essen auftrug... am andern Tag aber stellte er sich krank, um Bouillon zu erhalten."

Bei diesen Worten wendet sich der große junge Mann zu seinem Freund, der ein Lächeln nicht unterdrücken kann, während Robineau, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, zu dem Letztern sagt: „Nun, Herr Eduard, wie geht's mit der Literatur, mit dem Theater?... fortwährend Beifall, nicht wahr?... schon daran gewöhnt?"

Eduard verzieht sein Gesicht und Alfred bricht in lautes Lachen aus. „Ah! Du kommst gut bei ihm an, von Beifall zu reden... welche Saite hast Du da angeschlagen!... Wie, Robineau, an diesem langen Gesichte, der finstern Stirne hast Du den Dichter nicht errathen, den ein Zufall traf!... der das Opfer einer Kabale geworden ist!... kurz, Du siehst nicht den unglücklichen Verfasser vor Dir? —

Wahrhaftig?... Wie, Herr Eduard, Sie sind durchgefallen?"

„Ja, mein Herr, erwidert Eduard mit einem leichten Seufzer. — Ah! das ist komisch! — Du findest das komisch? — Ich will sagen außergewöhnlich; Sie, der Sie schon öfters Beifall erhielten... Es war also schlecht?... d. h. es hat also nicht gefallen? — Es scheint so, da man es ausgepfiffen hat. — Meiner Treu, ich weiß nicht, wie Ihr Stück war; ich bin jedoch überzeugt, daß es nicht schlechter sein konnte als das, welches ich vorgestern im Feydeau gesehen... O! denkt euch ein rechtes Kauderwälsch! ein Auf- und Abtreten; kurz, es war so dumm, daß ich, der ich gewöhnlich nie pfeife, nicht umhin konnte, es den Uebrigen gleich zu thun... Ich pfiff wie eine Klapperschlange."

Alfred, der seit einigen Minuten einen neuen Lachreiz unterdrückte, läßt jetzt den Arm seines Freundes fahren und gibt sich seiner ganzen Lustigkeit hin, während Eduard mit einer so viel möglich zufriedenen Miene zu Robineau sagt: „Ich danke Ihnen, mein Herr, daß Sie mein Stück haben begraben helfen."

„Wie!... das war von Ihnen?" ruft Robineau, indem er seine kleinen schwarzen Aeuglein möglichst aufreißt.

„Ja freilich! versetzt Alfred, sein Stück war es, das Du wie eine Klapperschlange ausgepfiffen hast! — Ach, mein Gott! wie leid thut es mir! hätte ich das ahnen können... allein die Schuld liegt an Ihnen; hätten Sie mir ein Billet zugesandt, wäre es nicht

geschehen. Ich erinnere mich jetzt wohl, daß sich geistreiche Worte... hübsche Scenen darin fanden... Wahrlich, ich bin untröstlich, Herr Eduard... — Und ich, ich versichere Sie, daß ich darum keineswegs böse bin. Was macht ein wenig Pfeifen mehr oder weniger? Auch bin ich der Ansicht, daß ein schleuniger Fall auf dem Theater besser ist, als ein Dahinschleppen durch mehre Vorstellungen. — Sie werden mir also deßhalb nicht grollen?"

„Ei! nein, sagte Alfred; Du hast ihm Deine Freundschaft bewiesen: wen man lieb hat, züchtigt man; und zudem hat der beste General schon Schlachten verloren; nicht wahr Eduard?... Schau, ich wette, das hat man Dir seit vorgestern wenigstens schon fünfzigmal gesagt."

Eduard lächelt, diesmal aber aus vollem Herzen, und faßt den Arm seines Freundes wieder, der Robineau aufs Neue, spöttisch lächelnd, betrachtet.

„Du bist immer sehr beschäftigt, Robineau? — O fortwährend... wir haben eine Höllenarbeit... Mein Vorgesetzter verläßt sich ganz auf mich... er weiß, daß ich immer da bin, wo es Noth thut... — Was hast Du denn in dem großen Portefeuille, das Du so fest unter den Arm drückst? spielst Du diesen Abend eine Notarsrolle? — O! das ist nicht zum Spielen, sondern eine Arbeit, die ich mit nach Hause nehme... — Teufel! — Sehr eilende Geschäfte... Zuweilen bringe ich einen Theil der Nacht darüber zu... ich bin aber auch sicher, daß ich vorrücke..."

Alfred antwortet nichts; er beißt sich in die Lippen, nachdem er Eduard einen flüchtigen Blick zugeworfen hat; nach einer Weile fährt er fort: „Und mit den Liebesangelegenheiten, Robineau, wie steht's da?... Wie viel Maitressen hast Du im Augenblick? — O! ich bin solid, sehr solid... Erstlich erlauben mir meine Mittel nicht, Frauen zu unterhalten, besäße ich aber auch die Mittel, würde ich es nicht thun... es ist nicht mein Geschmack... Ich will um meiner selbst willen geliebt werden!"

„Gewiß, mein Herr, Sie verdienen wirklich, daß man Sie anbetet! — Ich sage nicht gerade, daß man mich anbetet; aber ich will jene Sympathie finden... jenes süße Hingeben... jenes... Ach! Du lachst! Du glaubst nicht an wahre Liebe..."

„Ich! ich glaube im Gegentheil an Alles, was man will; und der Beweis davon ist, daß ich alle schönen Frauen, die ich sehe, zu lieben glaube; nicht wahr, Eduard?... O! mit dem darf man aber nicht von Weibern sprechen... — Wie? hat er mit diesen auch einen Fall gethan?" sagt Robineau, indem er mit halbgefälliger Miene seinen Witz belächelt.

„Nein; allein seine letzte Liebschaft hat sich mit einem Engländer davon gemacht; nun schwört Eduard, daß er sich in keine Wäscherin mehr verlieben werde. — Ach! es war eine Wäscherin!... und ich wette, Sie versagten ihr nichts... denn Sie sind sehr freigebig... Und am Ende hat sie Sie wegen eines elenden Engländers, der ihr einen Wagen versprochen, sitzen lassen; man begehe also Thorheiten für die

Weiber!... — Und für wen soll man denn welche begehen, Robineau? Mich haben sie schon sehr oft betrogen, ich bin ihnen aber darum nicht böse... denn eine Geliebte, die uns verläßt, gibt uns die Freiheit, eine andere zu nehmen, während man häufig nicht weiß, wie man eine los werden soll, die uns treu ist."

„Da hört man so recht wieder den Flattersinn, sagte Eduard. Ach! bester Alfred, Du wirst stets glücklich in der Liebe sein, denn Du wirst nie lieben!"

„Das ist wahr, fällt Robineau ein, er ist nicht für das Gefühl und will nur Vergnügen; und wenn man, wie er, reich ist, von Adel, der einzige Sohn, und einen Vater hat, der einem ganz den Willen läßt, so fehlt es nicht hieran. Ich, meine Herren, weiß mich zu begnügen; und da ich, wie gesagt, nur an stillen Freuden Geschmack finde, halte ich weder auf Luxus, noch auf Ehrenbezeugungen. Was ich wünsche, um glücklich zu sein, das habe ich: eine Stelle... zwar etwas anstrengend, allein ich liebe die Arbeit... und bis ich mich verheirathe, eine schöne Geliebte, die gefühlvoll ist, an mir hängt, mich keinen Heller kostet und auf deren Treue ich zählen kann, denn ich bin entsetzlich eifersüchtig. — Und wo findest Du diesen Schatz, Robineau? — Das findet sich ziemlich leicht; freilich wende ich mich nicht an Dirnen und Nätherinnen! Aber, Verzeihung, meine Herren, während ich mit euch schwatze, vergesse ich, daß man mit dem Mittagessen auf mich wartet in einem Hause, wo ich seit acht Tagen eingeladen bin... Man wird sich ohne mich nicht zu

Tische setzen und ich will nicht zu lange auf mich warten lassen."

Bei diesen Worten war Robineau näher zu Alfred getreten, um ihm die Hand zu reichen. Letzterer erhascht diesen Augenblick, dem Angestellten das Portefeuille zu entreißen, das er noch immer unter dem Arme hat.

„Mein Portefeuille! ... mein Portefeuille! schreit Robineau; Teufel! ... keine Späße! ..."

„Ich wette mir Dir, es enthält nur weißes Papier, sagt Alfred, das Portefeuille noch immer in der Hand haltend. Laß sehen, Robineau, willst Du ein Essen bei Very wetten? — Ich wette kein Essen ... Ich habe Eile, gib mir mein Portefeuille ... Man darf nicht hineinsehen ... es sind geheime Arbeiten."

Alfred hört jedoch nicht auf Robineau, und die Schnüre des Portefeuilles losknüpfend, zeigt er Eduard vier Hefte Briefpapier, drei Siegellackstangen, ein Bleistift und zwei Briefe Stecknadeln.

„Darüber also bringst Du Deine Nächte hin?" ruft Alfred, während Eduard mit vollem Herzen auf Kosten dessen lachte, der sein Stück ausgepfiffen hatte. Robineau spielt den Erstaunten und ruft: „Ach! mein Gott! ich habe mich geirrt ... habe ein Heft statt eines andern genommen! Es liegen so viele Akten vor mir. Ich versichere, das ist mir sehr ärgerlich, und wenn man nicht mit dem Essen auf mich wartete, würde ich in die Kanzlei zurückkehren."

„Gnädiger Herr, ich gebe Ihnen Ihre geheimen Arbeiten zurück," sage Alfred, indem er Robineau

mit ehrfurchtsvoller Miene das große Portefeuille darreicht, welches er wieder unter seinen Arm schiebt und sich entfernen will, um den Neckereien der beiden jungen Leute zu entgehen; der Größere hält ihn jedoch abermals auf: „Du bist hoffentlich nicht böse, Robineau? — Ich! böse!... Ei! warum denn?.. Du lachst gerne, treibst gerne Scherz, und ich auch wenn ich Zeit dazu habe ... — Ja, ich weiß, daß Du im Grund ein guter Kerl bist; höre, um mir zu beweisen, daß Du mir nicht böse bist, weil ich meine Augen in Dein administratives Portefeuille geworfen habe, mußt Du diesen Abend zu mir kommen ... in das Hotel: mein Vater gibt große Gesellschaft ... ich weiß nicht gerade, aus welcher Veranlassung; was ich aber weiß, ist, daß man tanzen, spielen wird und daß sehr hübsche Frauen dabei sein werden. Deiner kleinen Hausleidenschaft ungeachtet, bist Du auch Liebhaber und mußt kommen... Eduard ist einer der Unsrigen, er hat mir's versprochen; wir wollen ihm im Ecarté sein Geld abgewinnen, damit er nicht mehr an seinen letzten Durchfall denkt ... Und dann, wer kann wissen? vielleicht findet er in der Gesellschaft eine Schönheit, welche das Andenken an seine Treulose aus seinem Herzen verwischt ... Nun! wirst Du kommen?"

Robineau's Gesicht hat sich während der Einladung Alfreds verklärt, er ergreift aufs Neue seine Hand, und sie heftig drückend, erwidert er: „Mein Freund ... gewiß ... ich fühle aufs Innigste ... diese verbindliche Einladung macht ... — Laß doch

die Phrasen bei Seite! sind Umschweife zwischen uns nöthig? ... Ich wollte Dich schriftlich einladen; Du weißt aber, wie leichtsinnig ich bin, und ich habe nicht mehr daran gedacht. Nun, Du kommst? — Gewiß, ich werde die Ehre haben und bin ... — Gut, es gilt also, diesen Abend, wir wollen uns zu belustigen suchen, was in großen Zirkeln nicht immer leicht ist."

Damit zieht der große junge Mann seinen Gefährten fort, beide nicken dem Bekannten mit dem Kopfe zu, und entfernen sich schnellen Schritts, Robineau im Garten des Palais-Royal zurücklassend, und zwar so eingenommen von der erhaltenen Einladung und der Soirée, der er im Hause des Barons von Marcey beiwohnen wird, daß er ohne die hervorspringende Steinumgrenzung des Bassins, welche seine Füße aufhält, gerade in den Springbrunnen gelaufen wäre, um zu seinem Traiteur zu gelangen.

Zweites Kapitel.

Die Putzmacherin. — Robineau's Toilette.

Robineau ist bei seinem bescheidenen Speisewirth angelangt, dessen Salons, wie gewöhnlich, voll sind; denn kleine Geldbeutel sind allgemeiner, als große Reichthümer, was jedoch nicht sagen will, daß nur reiche Leute zu den besten Restaurateurs gehen; so viel ist aber gewiß, daß man bei den Wirthen zu

zweiunddreißig Sous mit einem Appetit speist, den man in den goldgezierten Salons nicht immer trifft; und da das Brod hier der Diskretion der Gäste anheimgestellt ist, so lassen es sich diese nicht daran fehlen, und der Ruf: „Kellner, Brod!“ macht sich jeden Augenblick von allen vier Ecken des Saals vernehmbar. Robineau, der in der Regel nicht zu der Zahl der geringen Esser gehört, hat heut weniger Appetit; er verschluckt seine Kräutersuppe, ohne sich zu beklagen, daß sie zu dünn oder zu herb sei, was den Kellner sehr wundert, und als dieser endlich fragt, was er nach der Suppe essen wolle, erwidert Robineau: „Was Sie wollen; doch schnell ... ich habe große Eile ... ich gehe diesen Abend zu dem Baron von Marcey und muß mich noch in Galla begeben.“

„Also ein Beefsteack mit Kartoffeln, mein Herr, sagt der Kellner, der sich sehr wenig darum kümmert, ob der Gast Abends zu einem Baron geht, während Robineau mit hochtrabender Miene um sich herblickt, um zu sehen, ob Jemand auf seine Worte Acht gegeben hat, und ob man ihn nicht mit mehr Hochachtung ansieht. Vergebens jedoch schweifen seine Blicke über die anstoßenden Tische hin; seine Umgebung ist zu sehr damit beschäftigt, den Inhalt ihrer Teller aufzuzehren, als nach ihrem Nachbar zu schauen; um sich wichtig zu machen, darf man nicht in eine Restauration zu zweiunddreißig Sous gehen.

Wie Robineau sieht, daß man sich nicht mit ihm beschäftigt, wiewohl er mit dem Namen des Barons

um sich geworfen hat, beeilt er sich, die drei auf die Suppe folgenden Gerichte aufzuessen; als ihm der Kellner den Nachtisch bringt, der nach der Gewohnheit Robineau's aus Haselnüssen, Mandeln, Zibeben und Feigen besteht, steht der Sekretär schnell auf und sagt, sein Portefeuille wieder unter den Arm schiebend, zum Kellner: „Das ist für Sie ... Ihr Trinkgeld."

Hierauf geht er mit schnellen Schritten durch den Saal, indem er rechts und links die ihm im Wege Stehenden auf die Seite stößt, worüber sie etwas brummen, während der Kellner, das Gesicht verziehend, die ihm als Trinkgeld gelassenen Haselnüsse und Feigen ansieht.

Robinean ist bei seiner Wohnung in der Straße Saint-Honoré angelangt; wie er sich dem Hause nähert, wo zu ebener Erde ein Putzladen ist, geht er langsamer und seine Augen scheinen durch die gelbseidenen Vorhänge, welche die Arbeiterinnen den Blicken der Vorübergehenden entziehen, hindurchdringen zu wollen.

„Zum Teufel! spricht Robineau bei sich selbst — es ist erst sechs Uhr, Fifine kann noch nicht aus dem Laden gehen ... und doch hätte ich sie äußerst nothwendig. Wenn mir der leichtsinnige Alfred einige Tage zuvor geschrieben hätte, so würde ich mich auf die große Abendgesellschaft gerüstet haben und es fehlte mir nichts. Diese reichen Leute denken nie daran, daß Andere nicht reich sind! ... Ich weiß nicht, ob ich eine weiße Weste und seidene Strümpfe

anzuziehen habe ... Habe ich seidene Strümpfe?... Ach! mein Gott! Ich habe sie Fifinen geliehen, als wir das letzte Mal ins Theater gingen ... und sie hat sie mir noch nicht zurückgegeben... Dieses Mädchen bringt mich am Ende noch um Alles! ... Ich bin zu freigebig ... Hat sie solche aber zerrissen, werde ich ihr eine tüchtige Lektion geben ... Mit fünfzehnhundert Franken Gehalt kann man, wenn man Kost und Wohnung bestreiten soll und anständig in der Welt auftreten will, keinen Ueberfluß an seidenen Strümpfen haben ... das ist unmöglich! ... Zudem bin ich seit einiger Zeit im Ecarté nicht glücklich! ... Ach! Gott! wann werde ich reich sein?... gewiß, ich machte nicht weiter Wesens! Wäre weder stolz noch übermüthig. Aber dann brauchte ich nicht, wenn ich eine Einladung in vornehme Gesellschaften bekäme, auf Auskunftsmittel seidener Strümpfe halber zu sinnen."

Unter diesen Betrachtungen langt Robineau vor dem Laden an; allein die Thüre ist geschlossen; zwar lassen die Vorhänge etwas von einem Kopfe und einen Arm sehen, aber es arbeiten sechs Mädchen im Laden, und wenn die Gebieterin da ist, so sieht man auf seine Arbeit und nicht durch die Fensterscheiben. Robineau geht vorüber und entschließt sich, in die Hausflur zu treten, an deren Ende eine Thüre in das Ladenzimmer führt. Dort läuft er einige Zeit hin und her, hustet stark, wenn er vor der Thüre ist und sieht ungeduldig nach seiner silbernen Uhr, die vorn in seiner Hosentasche steckt und an einem blau-

seidenen, um seinen Hals geschlungenen Bande befestigt ist.

Die sechs Putzmacherinnen schlafen alle im Hause. Zwei in einem an das Zimmer der Herrin stoßenden Gemach und die vier übrigen in einer Kammer im fünften Stock, gerade über der Wohnung Robineau's. Jungfer Fifine gehört zu den Letztern. Robineau weiß wohl, daß Fifine, um nach ihrer Kammer hinaufzukommen, durch die untere Hausflur muß; das geschieht aber erst gegen neun Uhr, und er kann nicht so lange warten, ohne sie zu sprechen. Es wäre viel einfacher, wenn er geradezu in den Laden träte und Jungfer Fifine bäte, auf einen Augenblick heraus zu kommen; dadurch würde er es aber auf immer mit seiner Schönen verderben, denn Fifine ist, wie alle Putzmacherinnen, sittsam; wenn sie einen Liebhaber hat, so ist das nur, weil alle ihre Gespielinnen ihre kleine Bekanntschaft haben, und sie zum Gespött werden würde, wenn sie nicht Jemand Sonntags spazieren führte. Die Woche hindurch aber ist Madame (der Titel den man der Eigenthümerin des Modeladens gibt) sehr streng gegen ihre Jungfern, und sie ist von Morgens acht Uhr bis Abends neun Uhr für ihre Tugend verantwortlich.

Nachdem Robineau lange vergeblich im Hausgange gehustet hat, entschließt er sich, nach seinem Zimmer hinaufzusteigen, sein Portefeuille wegzulegen und die Vorbereitungen zu seiner Toilette zu machen. Er geht vier Stockwerke auf einer schmutzigen und finstern Treppe hinan, wie es viele in der Straße Saint-

Honoré gibt, tritt in seine Wohnung, welche aus zwei kleinen Gemächern besteht, wovon das eine das Vorzimmer, die Garderobe und Küche, das andere das Schlaf=, Ankleide und Geschäftszimmer bildet. Im ersten sieht man wenig Mobilien; das zweite hingegen ist mit einer gewissen Eleganz ausgeschmückt, es herrscht Ordnung und Sauberkeit darin, kurz, Alles ist an seinem Platze, — eine Seltenheit bei einem ledigen Mann.

Robineau öffnet seine Kommode, langt aus einer Schublade seinen schwarzen Staatsfrack nebst den Ballhosen heraus und findet zu seiner großen Freude eine ganz weiße Piquéweste. Er breitet es auf seinem Bette vor sich aus, betrachtet sich hierauf wohlgefällig im Spiegel, der über dem Kamin befindlich ist, und dieser zeigt ihm, wie sonst auch, ein dickes, aufgeblasenes Gesicht, kleine, schwarze Aeuglein, eine breite Stumpfnase, einen kleinen Mund, niedere Stirne, sehr dicke, blonde Haare und aufgeworfene Lippen. Robineau findet das Alles reizend, lächelt sich zu, macht sich graziöse Mienen und Verbeugungen und ruft alsdann aus: „Ich bin sehr sauber, und in vollem Putze muß ich großen Eindruck machen.

Nachdem er sich einige Minuten im Spiegel betrachtet hat, kehrt er an seine Kommode zurück, durchsucht alle Schubladen, wirft alles durcheinander und ruft: Gewiß, ich habe keine seidene Strümpfe ... Im Nothfall könnte ich welche kaufen; ... ich habe noch drei und zwanzig Franken von meinem Monatgehalt übrig ... Das würde mich aber geniren ...

wenn ich etwas im Ecarté setzen wollte, könnte ich's nicht. Zwar weiß ich wohl, daß', wenn ich Alfred nur ein Wort sagte, er mir liehe; ich will jedoch nicht das Ansehen haben, als fehlte es mir an Geld; und dann, da ich in der That noch sehr schöne seidene Strümpfe habe, wozu welche kaufen? — Jungfer Fifine muß mir sie durchaus zurückgeben; wo nicht, so ist's aus, wir brechen und ich gebe ihr keinen Guitarre-Unterricht mehr. Sie wird sich vorher wohl besinnen; man findet nicht alle Tage einen Liebhaber, der Guitarre spielt, und so gefällig ist, dem Gegenstand seiner Liebe Unterricht darin zu ertheilen."

Robineau nimmt in einer Ecke des Zimmers eine Guitarre von der Wand, tritt an das offene, auf den Hof gehende Fenster und singt unter Begleitung des Instruments eine Romanze. Befindet sich Fifine in der Kammer des fünften Stocks, so ist die Guitarre gewöhnlich das Zeichen, daß Robineau sie erwartet: von dem Magazin aus ist es jedoch kaum möglich, das Spiel zu hören.

Wie Robineau einige Zeit gesungen hat, sieht er auf's Neue nach der Uhr, stampft ungeduldig mit dem Fuße und will wieder in die Hausflur hinab, als man an seiner Thüre klingelt. „Sie ist's! ... sie wird mich gehört haben!" ruft er und eilt nach der Thüre. Statt seiner Schönen erblickt er den jungen Schreiber eines Advokaten, in welchem er den Geliebten einer der Gefährtinnen Fifinens erkennt.

„Sind sie herauf?" fragt der junge Mann, ohne

einzutreten, und nur den Kopf hineinstreckend, um in das Gemach des Angestellten zu blicken.

„Wie? oben? ... wer denn? — Diese Mädchen. Ich möchte durchaus mit Thenais sprechen. Auf gut Glück bin ich nach ihrer Kammer, habe gepocht und keine Antwort erhalten; im Rückweg habe ich aber Ihre Guitarre gehört, und da ich weiß, daß Sie Jungfer Fifinen Unterricht darin geben, so glaubte ich, die Mädchen seien bei Ihnen."

„Ach! nein; ... sie sind noch im Laden und werden vor einer starken Stunde nicht heraufkommen, was mir sehr ärgerlich ist, denn auch ich habe etwas Eiliges mit Fifinen zu reden. — Ganz recht! gibt's denn kein Mittel, sie wissen zu lassen, daß wir da sind? — O! wenn wir in den Laden gingen, würden sie böse, das ist ausdrücklich verboten, und ich selbst habe keine Lust ... wenn man in einer Staatskanzlei angestellt ist, so hat man ein gewisses Decorum zu beobachten; ... gegenwärtig besonders ist man strenge im Punkt der Sittlichkeit. — Ohne in's Magazin zu treten, können wir schon machen, daß die Mädchen herauskommen. — Meiner Treu, ich bin schon seit einer Stunde zu Hause und sinne nach, wie ich es anfangen soll! ... — Warten Sie, ich bin nie verlegen; ... in diesem Hause ist kein Pförtner? — Nein. — Desto besser, so kann man thun, was man will ... Haben Sie zwei oder drei Porzellanteller hier? — Teller? höchstens einen, ... ich speise beinahe nie zu Hause ... — Gleichviel, oder eine Salat- oder andere Schüssel ... was Sie wollen?"

Robineau sucht in seinem Speiseschrank und kommt mit einer Compotschale von Porzellan und einem Steingutteller zurück: „Das ist Alles, was ich finden konnte."

„Vortrefflich! sagt der junge Schreiber, die beiden Gegenstände nehmend. — Was wollen Sie damit machen? — Sie sollen es gleich sehen; folgen Sie mir, und wann wir beim Laden sind, so schreien Sie aus vollem Halse, wie ich."

Leichten Trittes geht der junge Mann die Treppe hinab, in einer Hand den Teller, in der andern die Compotschale; Robineau hintendrein, begierig, zu sehen, was geschehen soll. Im ersten Stocke angelangt, fängt der Schreiber an zu schreien: „Diebe, Diebe! und Robineau macht es ebenso; hierauf wirft der junge Schreiber den Teller in der Hausflur heftig zu Boden, und Robineau läuft ihm nach, um ihn zurückzuhalten, wobei er ausruft: „Zum Teufel, es ist genug, werfen Sie meine Compotschale nicht auch zusammen!"

Allein es ist zu spät, das Gefäß ist dem Teller bereits gefolgt, krachend zerspringt es, und auf diesen Lärm stürzen alle Mädchen aus dem Laden, um zu sehen, was es gibt.

Beim Anblick der Mädchen lacht der junge Schreiber aus vollem Halse und ruft: „Ich wußte wohl, daß ich euch von der Arbeit wegbringen würde."

„Ach! das war eine List!" sagen die Mädchen lachend, während Robineau die Trümmer seiner Porzellangefäße traurig betrachtet und vor sich hin brummt: „Ja ... es ist hübsch das Mittel! ... aber mein

Geschirr werde ich diesem Herrn nicht mehr anvertrauen."

Die Frauenzimmer lachen noch mehr; der junge Schreiber ist bereits im Gespräch mit Jungfer Thenais, und Robineau will sich Fifinen nähern, als der Ruf ertönt! „Da kommt Madame!" nun stäuben die Putzmacherinnen wie ein Schwarm Sperlinge auseinander und die jungen Männer befinden sich wieder allein in der Hausflur.

„Nun, nun! ... da sind sie schon wieder hinein! sagt Robineau. — Ich, ich habe mit Thenais gesprochen, was ich wollte," erwiderte der Schreiber, und geht aus dem Hause, entzückt über sein Auskunftsmittel, während Robineau, der um seine Compotschale und Teller gebracht ist und nicht einmal Fifine gesprochen hat, wieder zurückgeht und alle Schreiber und Putzmacherinnen zum Teufel wünscht. Er legt von Neuem Alles in Ordnung, was er zu seiner Toilette bedarf, und entschließt sich endlich, auszugehen, um seidene Strümpfe zu kaufen, als man zweimal leicht an seine Thüre klopft und Fifine bei ihm eintritt.

Fifine ist eine lustige Schwester von vier und zwanzig Jahren, mit sehr lebhafter Gesichtsfarbe, Haaren von einem etwas gewagten Blond, ein wenig hervorragenden Augen und kleinem Wuchs; das Entschiedene ihres Wesens zeigt jedoch ein Mädchen von Charakter an, das man für einen Brauskopf halten würde, wenn sie Hosen trüge. —

„Ei! was gibt es denn, mein Freund? was ist

das für eine Manier, das Geschirr zu zerbrechen, um uns zu sehen? ... Gott! welcher Luxus! Die Mädchen haben es sehr galant gefunden! ..."

Mit diesen Worten wirft sich Fifine auf eine dem Bette gegenüber befindliche Ottomane und fährt fort, aus einem Taschentuch Kirschen zu essen.

„Wenn Du glaubst, die Erfindung sei von mir, so irrst Du Dich sehr! erwiderte Robineau ärgerlich; Der kleine Schreiber, ist es, der ohne mir vorher zu sagen ... Wirf mir doch die Steine nicht in das Zimmer, ich bitte Dich ... — Man wird Dein Zimmer ausfegen. Ach! mein Gott! Herr Brummbär! ... hört doch ... er ließe mich lieber die Steine hinabschlucken, auf alle Gefahr hin ... nicht wahr, mein Freund? ... Was hast Du denn diesen Abend, Raoul? Deine Nase ist länger als gewöhnlich ... Hast Du geheimen Kummer? ..."

O! es ist mir nicht um's Lachen zu thun ... — Meinetwegen! ich habe aber keine Lust, zu weinen ... Wenn ich weinen soll, so spiele mir eine Melodramascene vor, etwas aus Truguelin von Coelina. Wenn Du daran bist, wo Du Dich umbringen sollst, werde ich Dich mit Kirschsteinen bombardiren ..."

„Geh doch, Fifine, ich bitte Dich, laß uns vernünftig sprechen — ... Komm, setze Dich ein wenig an meine Seite, ich will Dir etwas auf der Guitarre vorklimpern ... Diesen Abend habe ich eine entsetzliche Lust zum Klimpern ... — Ich habe keine Zeit dazu ... — Gott! welch einen liebenswürdigen Anbeter ich habe! — Ich gehe diesen Abend in Gesellschaft

zu meinem vertrauten Freunde, Alfred von Marcey, Sohn des Barons von Marcey... der bei hunderttausend Franken Renten hat. — Aha! deßhalb also darf man Dich nicht gerade ansehen... deßhalb ließest Du Dein Porzellan auf der Treppe zertrümmern! wahrlich, wenn man zu einem Baron geht, darf man den andern Tag nicht essen. Du bist schon um zwei Zoll größer geworden."

„Fifine, ich bitte Dich, höre mich an. — Willst Du weinen? — Um zum Baron von Marcey zu gehen, muß ich große Toilette machen. — Ah, ich verstehe, wo es hinaus will, ich soll Dir Locken machen! — Locken?... ja, das wäre mir lieb, denn Du machst sie vortrefflich. — Nun, der Löwe besänftigt sich! — Aber ich habe noch etwas Anderes dringend nothwendig, nämlich meine schwarzseidenen Strümpfe, die ich Dir am letzten regnerischen Sonntag lieh. — Deine seidenen Strümpfe? — Ja, mein Fräulein. — Ach! die sind schon weit, wenn sie fortwährend laufen! — Was willst Du damit sagen? — Ich will damit sagen, daß ich sie an Fedora geliehen, um auf einem Liebhaber-Theater zu spielen, und sie hat mir gestanden, daß sie solche den andern Tag ihrem Liebhaber zu einer Hochzeit gab, da dieser aber dicke Waden hat, so sind ihm beim Ausziehen fünf oder sechs Maschen gebrochen. — Ach mein Gott!... man darf nur etwas herleihen! — Kann man auch verlangen, daß ein Liebhaber wieder zurückfordert, was er einem geliehen hat? — Mein Fräulein, ich bin kein Kapitalist, auch kein Modehändler!... Ich

habe nie den großen Herrn bei Dir spielen wollen. — O! das sieht man deutlich! . . . fang das, Raoul! . . ."

„Wirf mich nicht mit Kirschensteinen, ich bitte Dich darum . . . Was ist zu machen? . . . schon acht Uhr . . . zwar weiß ich, daß man spät in vornehme Gesellschaften geht. — Man geht sogar erst am andern Morgen hin, das ist noch mehr nach dem feinen Ton. — Ich rechnete aber auf diese Strümpfe. — So kaufe andere, gerade gegenüber verkauft man. — Ja, welche kaufen! Das ist leicht gesagt . . . Da mußtest Du mich letzten Sonntag nicht zwölf Franken beim Restaurateur ausgeben lassen. — Nächsten Sonntag werden wir dafür fünfzehn brauchen, lieber Freund! — Du begehrst immer das Theuerste. — Für mich ist nichts zu gut. — Das sage ich Dir zum Voraus, wenn ich Strümpfe kaufe, dann gute Nacht mit unserer Landpartie für nächsten Sonntag. — Das fängt an, mich zu erweichen. Wohlan, beruhige Dich, Leutefresser, Du bist sehr glücklich, daß Du ein Liebchen hast, die Erfindungsgabe besitzt . . . Warte . . . fang mit Deiner Toilette an . . . ich will mich mit den Strümpfen beschäftigen. — Ach! theure Fifine, wie liebenswürdig bist Du! — Gib mir fünf oder sechs Bogen Briefpapier . . . feines. — Da sind sie. Ich habe sie gerade von meiner Schreibstube mitgebracht . . . willst Du auch Siegellack . . . drei Stangen. — Ja, ja, immer her . . . Damit gewinne ich mir die Gunst von Madame . . . sonst hätte sie mich heute Abend nicht so bald weggehen lassen; . . . ich habe nun Kopf-

weh vorgeschützt; da ich der Liebling bin, sagte man zu mir: Geh zu Bette!" —

Fifine nimmt Papier und Siegellack und verläßt hüpfend Robineau's Zimmer; jetzt fängt dieser an, sich zu entkleiden, wobei er folgendes Selbstgespräch hält: „Diese Fifine ist wahrhaftig ein gutes Mädchen und voll Geist. Sie ist etwas lebhaft, ein wenig lecker; im Ganzen aber rasend in mich verliebt, und würde mir zu lieb durchs Feuer gehen. Meinetwegen hat sie Marquis, Runkelrübenzucker-Fabrikanten, Wechselagenten abgewiesen, und doch führe ich sie nur spazieren, das ist Alles... sie ist nicht wie die Wäscherin Herrn Eduards, die ihn eines Engländers wegen im Stich gelassen hat. Ha! ha!... Mir ist's gerade nicht zu leid, denn er thut, als wenn er sich etwas wichtig machen wollte... Er hat, glaube ich, so ein tausend Thaler jährlicher Einkünfte... Dies ist noch nicht so viel!... Aber er schreibt Stücke, komische Opern... Vaudevilles... d. h. Drittels- oder Viertels-Vaudevilles... Ei! mein Gott! wenn ich Zeit hätte, würde ich auch Stücke schreiben... und ich schmeichle mir, sie sollten ganz anders lauten, als die seinigen. Wie soll man aber den Musen huldigen, wenn man von Morgens neun bis Abends vier Uhr in seiner Schreibstube sein und arbeiten muß? Wenn ich erst Chef, oder nur Unterchef sein werde, wird's anders gehen, dann habe ich Zeit für mich. Dieser Alfred aber ist glücklich!... Einziger Sohn eines Barons, an hunderttausend Franken Renten!... und wie schön sich das Alles gefügt

hat: Alfred verlor seine Mutter noch im zarten Alter; nach einigen Jahren vermählt sich sein Vater wieder; er konnte noch Kinder bekommen, es ist aber nicht der Fall; statt dessen stirbt seine Frau, die er anbetete, nach dreijähriger Ehe, und der Baron, untröstlich über den Verlust seiner zweiten Frau, schwört, sich nicht mehr zu verheirathen, und hält Wort, obgleich er noch jung ist. Welch gute Wendung das Alles für Alfred genommen hat!... Ach Gott! So etwas wird mir nie begegnen!.... Doch habe ich irgendwo einen Oheim, der in der Welt herumläuft, wie mir meine Mutter vor ihrem Tode sagte;... ein Oheim, der, um sein Glück zu machen, nach Ostindien, nach Peru, kurz, man weiß nicht, wohin gegangen ist; ha! der wird aber den Niagarafall herabgerutscht sein!... Nur in den Lustspielen sieht man die Oheime gerade so zur Entwicklung kommen, damit die Unschuld nicht ins Gefängniß wandern darf. Uebrigens bin ich nicht ehrgeizig, ich bin Philosoph, zufrieden mit dem, was ich habe. Hätte ich seidene Strümpfe, wäre ich indeß doch noch zufriedener. Sollte mir aber auch ein Glücksfall zu Theil werden, so mag man sehen, mit welcher Kaltblütigkeit, mit welchem Phlegma ich es aufnehmen werde... Ha, so! nun wäre ich ausgekleidet, und Fräulein Fifine kommt nicht zurück.... Ich kann doch kein Halstuch umbinden, ehe ich Strümpfe und Locken habe;... glücklicherweise sind wir im Julius, da erkälte ich mich nicht."

Um die Zeit zu tödten, hat Robineau, der des

Auf- und Abgehens im Zimmer müde, und gekleidet ist, wie ein Bäckergesell bei der Arbeit, seine Guitarre zur Hand genommen. Es ist am zweiten Vers der Romanze von Belisar, als er durch ein tüchtiges Gelächter unterbrochen wird. Es ist Fifine, die durch die halboffengelassene Thüre ganz leise eingetreten ist und sich vor Lachen die Seite hält, wie sie den Belisar im Hemd erblickt.

„Ach Himmel! lieber Freund, Du siehst gut aus so!... sagt Fifine fortwährend mit Lachen; ich habe Lust, die Mädchen heraufzurufen, damit sie das Porträt sehen. — Ich bitte Dich, rufe Niemand!... zwar glaube ich, ohne mir zu schmeicheln, daß ich Formen habe, die keine Furcht einjagen würden. — Du siehst aus, wie ein pausbackiger Bachus. — Laß mich gefälligst die Strümpfe sehen. — Da sind sie, Meistersänger, ich hoffe, sie werden Dir gut gehen."

Fifine wirft Robineau bei diesen Worten schwarzseidene Strümpfe zu; dieser besieht sie eine Zeitlang und ruft dann aus: „Das sind Frauenzimmerstrümpfe! — Freilich, weil Adeline sie mir geliehen hat. — Die Männer tragen aber keine solche durchbrochenen Strümpfe. — Ei was! die Männer tragen noch ganz andere Dinge, und das hindert sie nicht am Tanzen. — Aber... — Aber, das ist Alles, was ich auftreiben konnte, und es scheint mir, daß Du sehr zufrieden sein solltest."

Robineau entschließt sich, die Strümpfe anzuziehen, indem er sagt: „Man wird glauben, es sei eine neue

Mode, die ich aufbringen wolle." Während er seine Toilette beginnt, ergreift Fifine die Guitarre und spielt einige Arien.

„Ich werde also diesen Abend keine Lektion erhalten, lieber Freund? — Du siehst, meine Theure, daß es unmöglich ist... Diese Strümpfe passen mir sehr gut... vorzüglich... es ist erstaunlich! ich habe einen Fuß, der sich in alle Formen gibt... — Ei, denkst Du auch an den Lärm, den wir gestern Abend machten? O! wir haben einen ganz sonderbaren Auftritt gehabt!... Du weißt, Madame will nicht, daß man im Bett liest, weil sie fürchtet, es möchte etwas angezündet werden... — Sie hat Recht... darin stimme ich ihr ganz bei. — O! ja; wir aber scheren uns nichts darum: gestern, nachdem Fedora der Thenais ein Liebesbriefchen andiktirt, und Adeline uns zu Ende erzählt hatte, auf welche Weise sie ihre Nebenbuhlerin überraschte... Ah! ich glaube, ich habe Dir diese Geschichte noch nicht erzählt; das ist ausnehmend drollig."

„Wenn Du mir jetzt Locken brennen wolltest, meine Theure, das würde... — Das Eisen ist noch nicht heiß, aber es liegt eben im Feuer; das thut indessen nichts, gib mir Papier, daß ich Dich wickle... — Du machst mir fünfzehn... — Warum nicht gar sechsunddreißig, wie einer Ninon... Nun, sei doch ruhig, rühre Dich nicht... Denk dir also, Fidelio, der Name von Adelinen's Liebhaber, hat ein Commissionsbureau und hält sich immer hübsche Dienstmädchen, mit denen er, wie man versichert, in ver-

traulichem Umgange zu stehen pflegt; das ist so bekannt im ganzen Viertel, daß man es den jungen Mädchen, die bei ihm in Dienst treten, zum Voraus sagt, damit sie wissen, was sie zu gewarten haben... — Das Eisen... — Ach! laß mich doch ruhig mit Deinem Eisen! Adeline wußte von dem Allem keine Silbe. Der Schurke war bei ihr unter einem falschen Namen aufgetreten... Ach! wie heimtückisch doch die Männer sind! Sieh, statt Dir Locken zu machen, sollte ich Dir alle Haare, eins nach dem andern ausraufen!... — Fifine... ich bitte Dich... — Ruhig, das ist aber noch nicht Alles: Herr Fidelio, nicht zufrieden, eine hübsche, zwanzigjährige Blondine in seinem Dienst zu haben, macht auch einer verheiratheten Dame den Hof;... und es scheint, daß die verheirathete Dame... — Du ziehst mich an den Haaren! — O! das nun ist sehr schlecht. Eine freie Person mag thun, was ihr beliebt, da stimme ich bei! Allein man ist entweder gebunden oder nicht... ich erkenne keinen andern Fall an... insofern nämlich der Gemahl nicht ein Tyrann, ein gefühlloser Filz, ein Erzknauser ist... — Fifine, es ist neun Uhr vorüber!... — Gut! Du hast noch Zeit genug, Eroberungen zu machen. Nun aber hat das Dienstmädchen wahrgenommen, daß die Dame sehr oft zu Fidelio komme, um über Geschäfte mit ihm zu sprechen; und daß Fidelio, statt wie sonst liebenswürdig gegen sein Mädchen zu sein, sie nur noch zankte und schmälte... Man kann indeß Magd sein und doch heftige Leidenschaften haben; das war schon öfters

der Fall. Um sich zu rächen, geht das Dienstmädchen eines Tages zu dem Gemahl der Dame und schlägt ihm vor, Zeuge von einem Rendezvous seiner Frau mit dem Geschäftsmann zu sein. Der wüthende Ehemann nimmt es an, läßt einen Fiaker kommen, steigt mit der kleinen Blondine hinein, die den Kutscher am gehörigen Orte halten lassen soll; unterwegs aber... und das ist das Drolligste an der Sache... fängt der Ehemann an, die kleine Magd sehr nach seinem Geschmacke zu finden, und will seine Wuth an ihr stillen, indem er zu ihr sagt: „Man betrügt uns beide, wir wollen uns zusammen rächen." Die Kleine ist nicht damit einverstanden und widersetzt sich; der Herr gibt nicht nach. Aergerlich darüber, daß ihr dieser immer zusetzt und nicht mehr an seine Frau denkt, befiehlt sie dem Kutscher, anzuhalten, öffnet die Thüre und springt aus dem Wagen; der Herr hinterdrein und fällt mit der Nase auf das Pflaster; das Mädchen tritt, um sich seinen Blicken zu entziehen, in das nächste beste Haus ... das war gerade das unsrige, und wen findet sie in der Hausflur? ... Fidelio in tiefem Gespräch mit Adelinen... und nun... Donnerwetter, Erklärung, Verwirrung, und... — Das Eisen muß glühend sein! — Ich will nachsehen, wenn es aber nicht heiß ist, komme ich nicht zurück."

Robineau, sich im Spiegel betrachtend, sagt bei sich: „Wenn Fifine einmal im Plaudern begriffen ist, so ist es nicht möglich, sie anzuhalten... Sie macht aber Locken, wie ein Engel ... ich werde der Bestfrisirte auf dem Balle sein."

Fifine kommt mit dem rauchenden Eisen in der Hand. „Schnell ... es ist nicht zu heiß ... — Mir scheint es glühend roth! ... Liebe Freundin, nimm Dich wohl in Acht, daß Du mich nicht brennst, ich bitte Dich ... — Ach, Himmel! er ist ein Lamm, wenn er Furcht hat! ... Um auf unsern gestrigen Auftritt zurückzukommen, so hatten wir uns eben erst ins Bett gelegt, und ich machte die Vorleserin, weil ich, ohne mich zu rühmen, am besten lese. August hatte uns die Barone von Felsheim geliehen, und wir verschlangen sie ... dies ist das rechte Wort ... als man mitten in einem herrlichen Kapitel an unsre Thüre klopft, und wir die Stimme von Madame uns zurufen hören: „Warum habt ihr noch Licht, ihr Jungfern?“ Nun erfolgt die tiefste Stille auf unser früheres Gelächter, und um das Licht zu verbergen, denn wir wollten es nicht auslöschen, komme ich auf den Gedanken, es unter ein Gefäß ... Du weißt wohl ... unter ein nächtliches Gefäß zu setzen. Das ist sehr gut! Man sieht nichts mehr; Madame ruft wieder; wir antworten nicht, worauf sie fortgeht; und als wir glauben, daß sie wieder in ihrem Zimmer sei, nehme ich das beschützende Gefäß weg ... Alles ist finster: das Licht war in Wirklichkeit ausgegangen! Da sind wir untröstlich, hatten noch keine Lust zu schlafen und wollten auch nicht mitten in einem sehr interessanten Kapitel stehen bleiben, worin von Trüffeln die Rede ist ... aber kein chemisches Feuerzeug ist in unserm Zimmer, weil wir die dazu nöthige Summe noch nicht zusammenbringen konnten,

denn die Putzmacherinnen tragen nichts auf die Sparkasse. Wir waren indessen entschlossen, uns Licht zu verschaffen, und was mich betrifft, so hätte ich lieber die Straßenlaterne heruntergerissen, als mein Kapitel nicht zu Ende gelesen. In diesem Augenblick hörten wir den Klang Deiner Guitarre und die Töne Deiner Stimme ... Ach! bester Freund, Du kannst Dir nicht vorstellen, welchen Eindruck das auf uns hervorbrachte! Du warst ein Orpheus, ein Halbgott! ... Noch nicht zu Bette! riefen wir Alle zu gleicher Zeit, und alsbald bin ich aus meinem Bett; werfe den Unterrock der Scham über, weil die Lesefust nicht so weit gehen darf, daß man völlig nackt umherläuft, und eile nach der Thüre ... Kaum habe ich aber zwei Schritte im Gang gemacht, als ich mich am Arm gepackt fühle, und Madame, denn sie war es, die an der Thüre gelauert hatte, ruft aus: Ach! so schlaft ihr, Jüngferchen! ich will aber wissen, wer, meines Verbots ungeachtet, noch auszugehen wagt, ohne Zweifel, um ein Licht anzuzünden ... Ich hüte mich wohl zu antworten; Madame ruft Julien, mit Licht herbeizukommen, ich winde mich los, und während sich Madame vor die Thüre stellt, um mich am Zurückgehen zu hindern, eile ich in ihr Zimmer, lösche die Lichter, und werfe das Feuerzeug zum Fenster hinaus ... Dadurch konnte Madame nicht erfahren, wer aus der Kammer gegangen war, und wir brachten die Zeit damit zu, hintereinander herzutappen ... So, jetzt bist Du gut frisirt, lieber Freund!"

„Gott sei Dank! ... ich erinnere mich wohl, daß

ihr Lärm und Gepolter genug machtet... Die Fifine ist ein wahres Teufelchen! Einerlei, ich liebe Dich aufrichtig... Und wenn ich reich würde, wie Alfred... — Ach! ja, da würden wir schöne Dinge sehen, nicht wahr? — Ja... Du würdest sehen... Erstlich würde mich das Glück nicht verändern ... es ist so lächerlich, den Stolzen, den Aufgeblasenen zu spielen, weil man einige Goldstücke mehr im Beutel hat... Hat man darum mehr Verdienst? Wie?... ich frage Dich, Fifine? — Gewiß, wärst Du auch Millionär, Deine Augen würden dadurch doch nicht größer werden ... — Hm, Boshafte!... sie sind groß genug, Dich zu bewundern... — Ach! laß mich doch!... Ich habe Dich nie von dem Alfred sprechen hören, zu dem Du diesen Abend gehst. — Ein Schulkamerad ... Wir spielten immer Aufhockens zusammen; seitdem haben wir einander etwas aus dem Gesicht verloren. Er ist stets in der Kalesche, zu Pferd... ich gehe zu Fuß. — Das ist besser für die Gesundheit. — Nun denn! mit all seinem Reichthum langweilt sich Alfred ... Man sieht, daß er schon nicht mehr weiß, was er treiben soll; er ist der Vergnügungen überdrüssig; erstlich ist er ein Wüstling, ein Herumschwärmer, ein Mensch, der unfähig ist, wahrhaft zu lieben. — Für Deinen Freund richtest Du ihn ordentlich zu. — O! mein Freund! ich sage ganz einfach, ein Schulkamerad. — Ist er sauber? — Ja... nicht übel ... das heißt, ein gewöhnliches Gesicht, aber schon matt, abgelebt. — Mach mich doch mit ihm bekannt!"

Robineau steht gereizt auf und nimmt vor dem Spiegel seine Papilloten ab, indem er sagt: „Wenn ich wüßte, daß er Sie glücklich machen könnte, gewiß, so würde ich nicht anstehen! Ich zweifle aber, daß Sie bei Alfred jene innige und aufrichtige Freundschaft finden, die ich für Sie fühle... — Ach! Himmel, wie Du mich diesen Abend anbetest, mein Schatz! — Weil ich keinen Wagen habe, spricht man lachend davon, mich zu verlassen... Möge mir aber Reichthum zu Theil werden, so soll meine einzige Rache sein, Dir ein prächtiges Landhaus zu schenken. — Du versiehst es aber auch mit Ferkelchen, weil ich sehr gern Gibelotte esse?... Mittlerweile aber, will ich, während der Herr tanzt, eine Haube garniren. — Unten? — Nein, oben. — Ist der Laden schon geschlossen? — Schaut, um neun Uhr!... Willst Du es nicht machen, wie jene Lästerzungen da drüben, welche sagen, unser stärkster Commerz beginne, wenn der Laden geschlossen sei?... — Findest Du mich gut frisirt? — Zum Entzücken, mein Schatz! Du wirst alle Deine Nebenbuhler überstrahlen. — Hm! ich will nur sauber, anständig sein... Uebrigens bin ich ganz anspruchslos. — Deßhalb bringst Du ganze Stunden vor Deinem Spiegel zu, um Dich in anmuthigem Lächeln einzuüben? — Für Dich allein, Fifine... Ach! jetzt meine Handschuhe... — Hör' einmal, wird eine Tafel gegeben, wo Du hingehst?... Bring mir etwas mit heim. — Ich werde Gefrornes in meine Taschen schieben, nicht wahr? — Man wartet nicht allein mit Gefrornem auf; ich verlange, daß Du mir

einige Leckereien mitbringst, sonst mache ich Dir keine Locken mehr ... — Gut, gut, wir werden sehen. — Geht der Herr weit? — In die Helderstraße. — Ein vornehmes Quartier! Man wird ohne Zweifel einen Wagen nehmen? — Ich werde sicherlich in diesem Anzug nicht zu Fuße gehen ... Vorwärts, es ist halb zehn Uhr; bis drei Viertel werde ich beim Baron von Marcey sein ... Das ist gut. — Es war also nicht der Mühe werth, den Wüthenden zu spielen, mein Freund! Gerade gegenüber halten Cabriolets ... Wenn Du mit hinabgehen und eins rufen wolltest ... — Ei der Tausend! es fehlte nur noch, daß ich hinten aufstiege! Es mag sein, ich habe meinen guten Tag. Vorwärts Marsch!"

Robineau schließt seine Thüre, Fifine geht mit ihm hinab und läßt ihm ein Cabriolet kommen, in welches Robineau springt, nachdem er der jungen Putzmacherin zärtlich die Hand gedrückt hat, die ihn wegfahren sieht, und ihm noch zuruft: „Bring mir besonders etwas Gutes mit."

Drittes Kapitel.

Abendgesellschaft bei dem Baron von Marcey. — Gelag junger Leute und seine Folgen.

Das Cabriolet hält vor einem schönen Hotel an, vor welchem eine Reihe von Wagen stehen, die ihre Herren ebenfalls dahin brachten. Wie Robineau die

große Menge von Wagen, den hellen Schimmer der Lichter, die in den Salons brannten, sah, sprach er bei sich selbst: „Das wird sehr elegant, sehr zahlreich und von sehr gutem Tone sein!...“ Er springt schnell aus seinem Cabriolet, eilt nach der Treppe, ordnet seine Haare und zieht seinen zweiten Handschuh an. Hierauf geht er in den ersten Stock hinauf, indem er zu sich sagt: „Im Ganzen... bin ich wohl so gut, als alle diese Leute da ... vielleicht noch besser... weil sie eigene Wagen haben... was macht mir das?“

Robineau sagt sich dies Alles, um keine verlegene Miene zu haben, nicht eingeschüchtert zu sein, wenn er in die Salons tritt, was jedoch nicht verhindert, daß er roth, steif und linkisch ist, als er sich mitten in der Gesellschaft sieht, wo er einige Zeit nach Alfred sucht. Endlich kommt dieser auf ihn zu, und den Neuangekommenen beim Arme nehmend, fängt er an, über verschiedene Personen der Gesellschaft zu witzeln; das gibt Robineau Zeit, wieder zu sich zu kommen; bald gewinnt er seine Sicherheit, sein gewohntes Lächeln wieder, und seine Blicke auf die Damen umher werfend, denkt er nur noch an Eroberungen.

„Ei, und Dein Vater... der Herr Baron von Marcey... ich habe noch nicht die Ehre gehabt, ihn zu begrüßen, sagt Robineau, während er einige eben in den Salon getretene sehr schöne Damen bewundert. — Mein Vater hat Dich schon gesehen... Soll ich Dich ihm abermals vorstellen?... Das ist immer die gleiche Förmlichkeit... — Mein Freund, er hat

mich schon lange nicht mehr gesehen, und... — Gleichviel, Du hast eines von den Gesichtern, die man nicht vergißt."

Bei diesen Worten entfernt sich Alfred, um einigen Damen entgegenzugehen und Robineau murmelt: „Gewiß habe ich ein Gesicht, das... wollte er mir damit eine Stichrede zuwerfen?... das stünde ihm gut!... Ah! da ist Herr von Marcey."

Ein Mann von hohem Wuchse, edler und imposanter Haltung, der achtundvierzig Jahre haben mochte, ging bei Robineau vorüber; seine scharf ausgedrückten Züge waren noch sehr schön, obwohl es schien, als hätten zu lebhafte Gemüthsbewegungen mehr als die Zeit sie gealtert; seine Stirne war etwas kahl, obgleich seine Haare noch ihre dunkelbraune Farbe hatten; sein Gesicht endlich war beständig ernst und beinahe streng; Personen indeß, die besser in seinen Zügen lasen, oder ihn häufiger sahen, gewahrten vielmehr einen melancholischen Ausdruck in seinen etwas finstern Blicken; so oft ihn aber sein Sohn anblickte, wurden seine schwarzen Augen sanfter und ein leichtes Lächeln glitt über seine Lippen. Dies war der Baron von Marcey.

„Herr von Marcey... ich habe die Ehre... ich bin ganz entzückt..."

Der Baron sieht Robineau einige Augenblicke an und ruft dann aus: „Ah! das ist, glaube ich, Herr Robineau? — Ja, mein Herr, der vertraute Freund Ihres Sohnes, der mich eingeladen hat, und ich benützte... — Die Freunde meines Sohnes, mein

Herr, werden immer die meinigen sein, und machen mir das größte Vergnügen, wenn sie in mein Haus kommen."

Bei diesen Worten verbeugt sich Herr von Marcey gegen Robineau und spricht dann mit andern Personen, und der Beamte bläst sich auf und gleitet durch die Menge hin, wobei er sich sagt: „Herr von Marcey ist immer ausnehmend liebenswürdig gegen mich; ich finde ihn sogar liebenswürdiger als seinen Sohn, weil er keine so spöttische Miene hat. Ah! da gibt's Musik... man wird tanzen... wir wollen mitmachen... aber mit einem hübschen Frauenzimmer... denn ich kann bei einer häßlichen nicht im Takt bleiben, das treibt mich wider meinen Willen."

Das Orchester gab das Signal; herrliche Contretänze, aus den besten Opern gewählt, entzücken das Ohr und laden zum Tanze ein. Bei mehren bereits engagirten hübschen Damen kam Robineau zu spät und ist daher genöthigt, eine Tänzerin zu nehmen, welche nur ihre Jugend und eine Toilette von sehr gutem Geschmack für sich hat. Robineau hat sie Frau Gräfin nennen hören und das gibt ihm Lust, sich bei ihr auszuzeichnen; seine Tänzerin scheint jedoch der Grazie, die er sich geben will, wenig Aufmerksamkeit zu schenken und antwortet nur einsilbig auf die an sie gerichteten Complimente.

„Das ist ein Zieraffe! sagt Robineau," nachdem er die Gräfin an ihren Platz zurückgeführt hat, und fordert ein junges, sehr hübsches Mädchen auf, bei der er ebenfalls den Liebenswürdigen spielen will;

das hübsche Mädchen begnügt sich jedoch, über seine Reden zu lächeln und scheint nur mit dem Tanze beschäftigt.

„Das ist eine Gans! sagt Robineau, indem er seine Huldigungen anderswo anbringt. Da er indeß sieht, daß er trotz der Beweglichkeit, die er sich gibt, und dem Lächeln, mit dem er um sich wirft, gar keinen Eindruck hervorbringt, so verläßt er den Tanz, indem er vor sich hinmurmelt: „Im Ganzen ist unter allen diesen schönen Damen keine einzige, die Fifinen gleichkommt!... und wenn Fifine ein Tüllekleid, einen Kranz in den Haaren, und große Armspangen hätte... ach! welchen Eindruck würde sie machen!... Gehen wir zum Ecarté... ich werde so ganz nachlässig ein Fünffrankenstück hinwerfen, und... Ah! Teufel! da gibt's Gefrornes... Zuerst wollen wir im Vorbeigehen eine Portion mitnehmen."

Robineau nimmt Gefrornes, und um es nach seiner Bequemlichkeit zu essen, setzt er sich hinter zwei Herren von reifem Alter, die in einem Gemache plaudern, das zum Durchgang vom Tanzsaal in das Spielzimmer dient.

Die beiden Sprecher, Freunde des Barons von Marcey, der eine ein alter Waffengefährte, unterhielten sich über die Schicksale ihres Freundes, wobei Robineau aufmerksam zuhorchte. Als sie geendigt und sich entfernt hatten, verläßt auch Robineau seinen Sitz, indem er sagt: „Es ist sehr unterhaltend, Andere sprechen zu hören, es belehrt; man thut ganz unbefangen und horcht, mit um so größerem Recht, als

man nichts Heimliches verhandelt, wenn man laut spricht. Ah! ich muß auch die Damen etwas schwatzen hören, weil die Frauenzimmer immer Geist in ihre Unterhaltung bringen... Wenn ich sage: immer, so will das heißen, die, welche haben. Da sind gerade zwei Damen, die in ein interessantes Gespräch verwickelt scheinen, denn sie reden mit Feuer!... Es ist ein Stuhl an ihrer Seite leer."

Mit gleichgültiger Miene setzt sich Robineau neben zwei hübsche Frauenzimmer, und den Kopf nachlässig nach ihrer Seite wendend, fängt er einige Fragmente ihres Gesprächs auf.

„Ja, liebe Freundin, ich hatte ihn richtig beurtheilt... Du siehst, ich hatte Recht, seinen Liebesbetheurungen, seinen Schwüren, seinen tiefen Seufzern zu mißtrauen!... und doch kannst Du Dir nicht vorstellen, mit welch aufrichtiger Miene er mir sagte, daß er von nun an gesetzt, treu sein und Niemand mehr, als mich lieben wolle!... Es ist abscheulich, so zu lügen!"

Robineau dreht ein wenig den Kopf, um die Züge der Sprecherin zu sehen, und erblickt eine schöne Brünette, deren lebhaftes und geistreiches Gesicht in diesem Augenblick ein Gefühl des Unmuths ausdrückt, welches sie durch ein gezwungenes Lächeln zu verbergen sucht.

„Ich glaube, Du bist ein wenig ärgerlich, meine liebe Jenny, die Liebe Alfreds auf die Probe gesetzt zu haben... — Aergerlich! im Gegentheil, ich bin entzückt darüber... keinen Augenblick habe ich daran

geglaubt... sein Ruf bei den Frauen steht zu fest, um..."

Hier spricht man leiser, und Robineau versteht nichts. Doch sagt er zu sich selbst: „Von Alfred ist die Rede ... Herrlich!... Ohne Zweifel eine Dame, der er den Hof macht ... O! wie lustig!"

Nach einer Weile fährt die andere, gleichfalls junge und schöne Dame fort: „Seinem Freunde, Eduard Beaumont, würde ich, glaube ich, mehr Vertrauen schenken; er scheint weniger frivol, weniger flatterhaft als Alfred; Eduard ist nicht übel ... — Mein Gott, Liebe, ich wette, er taugt nicht mehr, als ein Anderer auch... Vor den kalten, zurückhaltenden Mienen muß man sich noch mehr scheuen ... Es gibt nichts Schlimmeres, als solche Männer im Täuschen ... Bei einem Bruder Liederlich, der sich offen zeigt, weiß man wenigstens, was man zu gewarten hat. — Deßhalb hattest Du eine Schwachheit für Alfred ... — O! nie!... nie!... ich lachte über seine Liebesschwüre, es belustigte mich vielleicht ein wenig, sie anzuhören ... Zudem ist er liebenswürdig, hat Geist ... aber ihn lieben!... O! ich schwöre Dir, davor würde ich mich wohl gehütet haben. Denke das nicht!... — Wenn Du Dich so eifrig vertheidigst, Jenny, so glaube ich am Ende, Du betest ihn an ... — Ah! zum Beispiel, ich..."

Die Stimme wird wieder leise. Robineau rückt seinen Stuhl etwas näher, um die Worte zu erhaschen; einige Minuten lang sprechen jedoch die beiden

Freundinnen zu leise, als daß er etwas auffangen könnte; endlich entgegnete die schöne Jenny wieder lauter: „Du hast wohl daran gethan ... sehr wohl ... Ich bin überzeugt, daß es ihn sehr ärgert, uns mit einander sprechen zu sehen, denn er glaubte uns entzweit ... Hat er nicht zuweilen von mir gesprochen? ... — O nein, er sprach nur von mir. — Ah! das ist richtig! Ich stehe Dir dafür, Klara, ich bleibe Wittwe: o! ich werde mich nie, nie wieder verheirathen! ... — Kann man dafür stehen, meine Theure? Bedenke doch, daß Du erst zweiundzwanzig Jahre alt bist. — Ein Grund weiter, das Glück meines ganzen Lebens nicht aufs Spiel zu setzen. Ist das, was ich von der Ehe erfahren, nicht geeignet, mich ferne davon zu halten? Herr von Gerville heirathete mich in meinem achtzehnten Jahre, ohne mir den Hof gemacht zu haben; er verlangt mich von meinen Eltern, ohne zu wissen, ob er mir gefällt oder nicht: er ist reich und man verbindet uns. Herr von Gerville war indeß jung, hübsch ... Ich hätte ihn lieben können, wenn er sich Mühe gegeben hätte, mir zu gefallen, wenn er mich nur hätte glauben machen wollen, er liebe mich. Damals war ich so einfältig! ... ich glaubte Alles, was man wollte! ... Aber nein, ich war seine Frau, und er hätte sich für entehrt gehalten, mir den Hof zu machen, zuvorkommend gegen mich zu sein. Er hatte zwei oder drei Maitressen, die ihn betrogen; das war besser, als seine Frau zu lieben, die ihn nicht betrog. Allein er ist todt, und ich muß den Kummer vergessen, den

er mir gemacht; indeß, ich gestehe es, hat dieser Versuch von Ehe mir nur eine traurige Meinung von den Männern gelassen. Ich halte sie im Allgemeinen egoistisch, unbeständig und ungerecht gegen die Frauen ... sie vergeben ihnen nichts, und man soll ihnen Alles vergeben; sie wollen uns untreu sein, und fordern von uns Beständigkeit; sie sind liebenswürdig, so lang wir das Glück haben, ihnen zu gefallen; so wie sie aber für einen andern Gegenstand seufzen, beschäftigen sie sich nicht mehr mit uns; statt daß sie ihre Untreue zu verbergen suchen, indem sie Sorgfalt und Aufmerksamkeit verdoppeln, werden sie mürrisch, launenhaft und reizbar; und wenn wir das Unglück haben, einigen Kummer über ihr verändertes Benehmen gegen uns an den Tag zu legen, so beschuldigen sie uns der Anmaßung und der Eifersucht. — Ach! Jenny! Jenny! — Du wirst finden, liebe Klara, daß das Alles wahr ist; kurz, welches sind die guten Ehen, die Du mir anführen könntest? Die sind es, wo die Frauen über die Untreue ihrer Ehemänner die Augen zudrücken ... O! wenn man sie thun läßt, was ihnen beliebt, kommen, gehen, umherschwärmen, ohne sie je um ihr Thun und Treiben zu befragen, dann ist man, was sie eine gute Frau nennen, und einmal des Monats würdigen sie uns, mit uns auszugehen! — Ich sehe, die Unbeständigkeit Alfreds hat Dich übellaunisch gemacht! — Was kümmert mich die Unbeständigkeit Alfreds? ... Ich wiederhole Dir, ich hörte ihn nur zum Spaße an ... und habe seine Liebeserklärung nie ernsthaft aufgenommen ... Es

ist mir indeß lieb, zu wissen ... den Gedanken gehabt zu haben, daß ..."

Man dämpft aufs Neue die Stimme; und da man an einer sehr interessanten Stelle ist, und Robineau den Gedanken der Frau von Gerville zu kennen wünscht, so beugt er seinen Stuhl etwas mehr, in der Hoffnung, zu verstehen; die Schwere seines Körpers wirft jedoch den Stuhl um, und ehe er Zeit hat, ihn aufzuhalten, rollt er vor die Füße der beiden Freundinnen.

Die Damen, die auf ihren Nachbarn keine Acht gegeben hatten, sind nicht wenig überrascht, als sie diesen Herren beinahe auf sich hinfallen sehen. Robineau steht schnell auf, stottert einige Entschuldigungen und entfernt sich, vor sich hinbrummend: Man wichst zu viel! ... Es ist so glatt, daß man sich nicht halten kann! ... Ich begreife nicht, wie die Tänzer nicht nacheinander fallen. Ah! sie gehen freilich, statt zu tanzen. Verfluchter Stuhl! ... Ich hätte den Gedanken der schönen Blondine erfahren ... der Madame Jenny von Gerville; ich werde den Namen behalten und Alfred damit ärgern. O! das ist sehr belustigend."

Robineau kehrt in den Tanzsaal zurück; auch nähert er sich den Schwatzenden; nahe bei sich hört er lachen; zwei Damen sind es, welche nicht tanzen, und gerade hinter ihnen steht ein Sitz frei. Robineau setzt sich eilends darauf, bei sich sprechend: „Diese Damen lachen ... Ich wette, Sie machen sich über andere Frauen aus der Gesellschaft lustig ... O! das darf

man nicht verfehlen! ... Ich habe keine Zeit gehabt, sie anzusehen... Wenn sie sich aber umwenden, will ich sie betrachten: also aufmerksam!"

„O! dieser Herr mußte komisch sein; ich hätte ihn mögen mit Dir tanzen sehen! ... Du zeigst mir ihn, wenn Du ihn erblickst? — Ja ... o! sei ruhig ... er ist leicht zu erkennen!... Ich weiß nicht, wo Herr von Marcey diese Figur aufgegabelt hat! ..."

„Gut! spricht Robineau bei sich, sie machen sich über Jemand lustig, ich wußte es sicher;" und er rückt näher, wobei er indeß Sorge trägt, sich nicht auf seinem Sitze zu schaukeln.

„Stelle Dir vor, beste Freundin, einen kleinen vierschrötigen, schwerfälligen, steifen Menschen, mit breiter Nase, kleinen, dummen Augen, einem Mund, in den er beim Sprechen kneift, und Haare, so sehr aufgewickelt und gelockt, daß er einem Neger gleichsieht! ... — Ha! ha! ha! — Dabei ein anspruchsvolles Wesen ... Er kam und forderte mich zum Tanze auf... es war der erste Contretanz; ich nehme es an und während des Tanzes will er den Liebenswürdigen spielen, weiß aber nichts zu sagen, als jene platten, abgedroschenen Gemeinplätze, so daß er mich wirklich dauerte! ... Da er sah, daß ich auf diese schönen Dinge nichts erwidere, erlaubte er sich, mir beim Tanzen die Hand zu drücken! ... ha! ha! ha!"

Hiebei dreht sich die sprechende Dame um, und Robineau erkennt die Gräfin, mit welcher er in der That den ersten Contretanz getanzt hat. Die Röthe steigt ihm ins Gesicht; die Dame, die ihrerseits den

Herrn erkennt, von dem sie sprach, unterdrückt mühsam einen Lachreiz und stößt ihre Freundin leicht mit dem Knie. Ehe diese sich aber umgewendet hat, ist Robineau schon fern: er ist ganz außer sich, schießt wuthvolle Blicke umher, wobei er sich sagt: „Zum Henker!... diese Frau muß sehr spottsüchtig sein!... Ich weiß nicht, ob sie von mir sprach... Jedenfalls wünsche ich ihr, Viele so zu finden, wie ich bin!... Sie ist jedoch zu häßlich, um Liebhaber fangen zu können."

Robineau hat keine Lust mehr, die Gespräche zu behorchen; er tritt zum Ecarté und schneidet ein so entsetzliches Gesicht, daß Alfred, der ihn bei einem Spieltische trifft, ihn mit den Worten anredet: „Ei mein Gott! lieber Robineau, was machst Du für ein Gesicht... hast Du unglücklich gespielt? — Ich habe hundert Thaler verloren! — Kleinigkeit, Du wirst sie wieder gewinnen..."

Alfred entfernt sich und Robineau spricht: „Ein guter Kerl... Kleinigkeit!... Wenn ich hundert Thaler verloren hätte, würde ich mich mein Lebtage nicht mehr trösten!... Bin jedoch gesichert, daß es nicht geschehen wird... in Betracht, daß ich nicht mehr weiter als einundzwanzig Franken fünfzig Centimen habe... ich muß sie setzen... suchen wir zu gewinnen... man sagt aber, es sei nicht sehr klug, in diesen zahlreichen Gesellschaften Ecarté zu spielen... O! bei Herrn Baron von Marcey kann es nur ehrliche Leute geben... einerlei, ich parire für den Gewinnenden... das Beste, was man thun kann."

Robineau tritt an den Spieltisch, indem er fragt: „Auf welcher Seite ist das Glück?“ Unglücklicherweise ist für ihn das Glück wandelbar; bald hat er seine einundzwanzig Franken verloren. Jetzt bemüht er sich, auf jede Weise seine üble Laune zu verbergen; er verläßt das Ecarté. „Adieu Landpartie und Traiteur für Sonntag!... — Fifine soll bei ihrer Tante speisen und ich spiele Guitarre!... Ich hatte wohl auch nöthig, mich zu derangiren, große Toilette zu machen, einen Wagen zu nehmen, und in große Gesellschaft zu gehen!... Ist es nicht sehr belustigend?... Weiber, die sich über einen lustig machen!... Männer, die an einen anrennen, als wollte sie uns über den Haufen werfen! Spieler, die uns ausbeuteln, ehe man sich umsieht!... Fifine hat Recht, man unterhält sich besser bei Madame Saqui oder in den Funambules. Gehen wir zum Speisetisch; wenn ich... kein Gefrornes einschieben kann, kann ich wenigstens Orangen und Kuchen in die Tasche stecken.

Er geht an den besagten Ort; es gibt keine Orangen mehr, aber Kuchen die Menge; damit stopft er nun seine Taschen voll, während die Diener Erfrischungen umherreichen, und schlägt eben den Weg nach der Treppe ein, als Eduard vor ihm steht; der junge Dichter hält ihn auf.

„Guten Abend, Herr Robineau! ich hatte Sie noch nicht bemerkt; es ist so voll hier!... — Das ist wahr... Unter uns gesagt, ich finde dieses Gewühl da nicht sehr belustigend, ich gestehe Ihnen, daß ich genug habe, und im Begriff bin, zu gehen. —

Schon?... es ist erst zwei Uhr... O!... Sie müssen bleiben; Sie wissen wohl, Alfred will, wir sollen nach dem Ball unter uns auf seinem Zimmer tafeln, um Tollheiten zu sprechen... — Ah! ich wußte das nicht... das ist aber etwas Anderes, wenn man tafelt... Teufel!... hätte ich das gewußt, würde ich nicht so viel Leckereien gegessen haben!... Gleichviel... ich bleibe. — Wir wollen umhergehen... hübsche Tänzerinnen suchen. — Umhergehen, meinetwegen, zum Tanzen aber habe ich keine Lust mehr."

Robineau fährt leicht über seine Taschen herab, um sie etwas zu ebnen, und folgt Eduard, bei sich sprechend: „Es ist mir nicht unlieb, daß man mich mit einem Schriftsteller sprechen sieht; ich will mit ihm vom Theater schwatzen... man wird glauben, ich arbeite ein Stück mit ihm aus."

„Ich wette, Sie lieben das Theater mehr, als diese Soiréen, nicht wahr, Herr Eduard? — Je nachdem; es gibt unterhaltende Soiréen, und sehr langweilige Theaterstücke. — O! sicherlich; ich will jedoch sagen... es ist sehr angenehm, Dichter zu sein... Ich möchte Ihnen einen Plan mittheilen... wenn ich sage einen, so habe ich ein Dutzend in meinem Sekretär!... O! ich habe erstaunliche... — Ich glaube es. — Plane zu großen Opern, komischen Opern, Vaudevilles, Melodramen... O! ich mache von allen Sorten, habe eine unerschöpfliche Einbildungskraft... und wenn ich Zeit hätte... — Ja, die Zeit fehlt denen immer, die nichts produciren. — Nicht wahr? Ich werde es Ihnen aber zeigen; was

mir besonders gefiele, wäre, freien Zutritt in die Theater zu haben... Ach! in die Coulissen gehen... die Schauspielerinnen in der Nähe sehen... die Tänzerinnen... Wie viel Liebesabenteuer man haben muß! — Nicht so viel, als Sie glauben; und man gewöhnt sich an die Coulissen, wie an den Saal. — Das ist richtig, die Gewohnheit, ich gebe es zu; aber ein Stück spielen lassen... — Das ist herrlich, wenn man Beifall findet, und wie vielen Plackereien und Kabalen ist man ausgesetzt, ehe es so weit kommt!"

„Er sagt das nur, um mir die Lust zu benehmen, Stücke zu schreiben, sagt Robineau bei sich. Die Dichter sind alle so; sie suchen Anfänger abzuschrecken. Ich werde ihm meine Plane nicht mittheilen, er würde mir meine Ideen stehlen und hernach sagen, sie seien von ihm."

„Sie sehen die Dinge etwas von der schwarzen Seite, Herr Eduard, weil Sie sich von Ihrer neulichen Niederlage noch nicht ganz erholt haben. — O! ich versichere Sie, daran denke ich nicht mehr... — Bah! gehen Sie doch!... Und haben Sie die Stelle Ihrer kleinen Wäscherin wieder ersetzt? — Meiner Treu, nein!... Ich fange an, der Liebesabenteuer müde zu werden, worin man Alles findet, ausgenommen Liebe. Ich glaube, etwas Liebe und weniger Vergnügen wäre mir lieber. — Gerade wie ich, ich bin für das Gefühl, aber was man das wahre, reine Gefühl nennt. Ich habe alle Frauen angebetet, mit denen ich in Bekanntschaft war, und sie ihrerseits behandelten mich mit besonderem Wohlwollen...

ich bin ihr Liebling. — Sie sind sehr glücklich, Herr Robineau! und ich, ich möchte finden... ich weiß nicht... allein meiner Meinung nach, sollte eine geheime Sympathie zu gleicher Zeit auf zwei für einander geschaffene Herzen wirken... — Ja, ich verstehe Sie. Das ist mir bei meiner ersten Neigung vorgekommen, ich lernte sie auf einem Ball kennen, da fielen wir beide zu gleicher Zeit, worin ich augenblicklich eine Sympathie erkannte..."

Eduard lächelt leichthin und nähert sich einem Contretanz, wo sehr hübsche Damen figuriren, die Robineau aber alle mehr oder minder abscheulich findet, obgleich Eduard und der später hinzugetretene Alfred ganz entgegengesetzter Meinung sind.

„Meiner Treu, meine Herren, sagt Robineau, sich aufblähend, ich versichere euch, daß ich alle diese Damen mit sehr gleichgültigem Blicke betrachte... Ich bin Philosoph, ich... zudem habe ich, was ich brauche, und es würde schwer sein, etwas Besseres zu finden."

„Ah! Robineau, da mußt Du sie uns zeigen... Du mußt uns bei einem Schmause zusammenbringen. — Oho, zum Beispiel... meint ihr, es sei eine Person, die man so mit Männern auf Lustpartien zusammenführen kann?... — Möchtest Du uns vielleicht glauben machen, es sei eine Herzogin?... — Ja... hört einmal... das könnte ja der Fall sein. — Ha! ha! ha!... Was hast Du denn in Deinen Taschen, Robineau? hast Du Dir Hüften gemacht, um Deiner Dulzinea zu gefallen?"

Robineau wird roth und hält die Hände auf die Taschen, indem er erwidert: „Es sind Papiere... die ich vergessen, aus meinen Rocktaschen zu nehmen... — Wenn Du mit diesen Taschen getanzt hast, mußt Du rasenden Effekt gemacht haben!... Ha! ha! ha!... Sind es wieder ministerielle Papiere?..."

Zornig läuft Robineau weg und wirft sich auf eine Ottomane, ohne zu denken, daß er seine Kuchen zerquetscht, und da bleibt er, bis der Ball zu Ende ist; nun kommt Alfred auf ihn zu uud fragt: „Wir gehen in mein Zimmer hinauf, Robineau; mit einigen treuen Freunden wollen wir die Nacht vollends bei Tische zubringen... bist Du dabei?"

„Ja gewiß... — Alsdann entschließe Dich, Dein Kanape zu verlassen, auf welches Du festgenagelt scheinst, wie ein Pascha."

Robineau folgt Alfred. Die Wohnung des jungen Marcey liegt über der seines Vaters; Alles, was Luxus, Eleganz und Abwechslung nur erfinden kann, trifft man hier vereinigt; es ist ein Ort, den eine Hofdame beneidete.

Vier junge Leute, eben so toll, eben so ausgelassen, wie der Herr der Wohnung, säumen nicht, der Einladung ihres Freundes sich zu fügen; Eduard und Robineau vervollständigen die Gesellschaft.

„Meine Herren, beginnt Alfred, indem er Robineau seinen jungen Freunden vorstellt, ich stelle euch hier einen alten Schulkameraden vor, eine ganz gute Haut, wiewohl ein wenig reizbar, wenn man mit ihm von seinen Eroberungen oder seinen Geschäften

spricht. Bringet die Wohlbeleibtheit seiner Taschen nicht in Anschlag... Er behauptet, das gebe ihm Anmuth. Jetzt ist er etwas übelgelaunt, weil er sein Geld beim Ecarté verloren hat; allein wir berauschen ihn, und dann wird er köstlich!"

Sämmtliche junge Leute lachen, Robineau desgleichen, wobei er ausruft: „Ein Teufelskerl, der Alfred... immer spaßhaft!... Was aber das Berauschen betrifft, so gehe ich mit euch die Wette ein, meine Herren; o! ich habe einen festen Kopf, habe mich nie betrunken gesehen."

„Auf Ehre, Alfred, deine Wohnung ist herrlich... Alles mit einer Neuheit ... und einem Geschmack ausgeschmückt ... — Es ist ein bezaubernder Ort, sagt einer der jungen Männer, im Gemache umhergehend.

„Wahrlich, meine Herren, wenn es hübsch ist, desto besser... Ich aber kümmere mich um das Alles nichts; mein Vater wacht über das, was mich angeht, und erst neulich hat er alle meine Möbeln erneuern lassen, weil er vorgab, sie seien nicht elegant genug; ich, ich lasse ihn machen."

„Man muß gestehen, Alfred, Du hast einen sehr liebenswürdigen Vater!... — O! was das betrifft, meine Herren, so lasse ich ihm Gerechtigkeit widerfahren... Seine Güte ist so groß, daß ich zuweilen versucht bin, ihn über seine zu große Nachsicht mit mir zu schelten. Mache ich Schulden, so bezahlt er sie; will ich Geld, so gibt er mir; spreche ich die Befürchtung gegen ihn aus, meine Streiche möchten

ihn böse machen, so umarmt er mich und sagt: „Du bist jung, mußt Dich wohl belustigen; sei glücklich, mein Freund; das ist Alles, was ich wünsche.“ Auch schwöre ich euch, seine Güte macht, daß ich oft im Augenblick, wo ich irgend eine Uebereilung begehen will, inne halte; denn ich habe keinen Hehl für ihn, und wäre untröstlich, wenn ich ihn durch etwas betrübte ... Ja, meine Herren, seine Nachsicht macht mich klug, während ich, wenn er mich gehindert hätte, und streng gegen mich gewesen wäre, hundertmal mehr dumme Streiche gemacht haben würde.“

„Kurz, ihr liebt einander zärtlich, sagte Eduard, und es scheint mir, man müsse sich wohl befinden, wenn man seinen Vater zum Freunde hat.“

„Mein Vater liebte mich ebenfalls sehr, fällt Robineau ein; doch zerschlug er eines Tags seinen Stock auf meinem Rücken, weil ich mein Taschentuch verloren hatte ... Mein Vater war äußerst geordnet; allein, gleichviel, er liebte mich zärtlich.“

„Zu Tische, zu Tische, meine Herren, und Tollheiten geschwatzt! ... Nach einer steifen Soirée ist es angenehm, ein wenig ungenirt sein zu können.“

Man setzt sich zu Tische, ißt tüchtig und auch Robineau bleibt, der verzehrten Kuchen ungeachtet, nicht zurück; feine Weine machen die Runde und man belebt sich mit Schwatzen, Lachen und Trinken; Jeder erzählt seine Geschichte, oder ein galantes Abenteuer; das Kapitel der Frauen ist unerschöpflich, die Männer kommen stets mit Vergnügen wieder darauf zurück,

denn es gibt keinen, dem es nicht angenehme Erinnerungen ins Gedächtniß riefe.

„Meine Herren, sagt ein junger Mann, der ein ziemlicher Brausekopf zu sein scheint, es gibt eine unumstößliche Wahrheit, nämlich, um von den Frauen geliebt zu werden, darf man keine lieben. — Ah! zum Henker! ... — Ich berufe mich auf Alfred ... Sag, habe ich Recht? — Meiner Treu, es scheint mir, daß ich ganz entgegengesetzter Meinung bin, denn ich bin ziemlich glücklich bei den Schönen, und doch liebe ich Alle. — Nun gut, Du liebst sie Alle, folglich liebst Du keine, das kommt aufs Gleiche heraus."

„Meine Herren, sagt Eduard, es wäre sehr unglücklich, wenn ein tiefes, inniges Gefühl nicht erwidert werden könnte, und wenn man uns von dem Augenblicke an, wo wir wirklich verliebt sind, nicht mehr lieben würde."

„Ein Verliebter verliert alle seine Vortheile und wird dumm, daß man Riegelwände mit ihm einrennen könnte."

„Das ist wahr, sagt Robineau, man wird sehr dumm ... — Diejenige, in die wir verliebt sind, findet uns nicht dumm, wenn sie unsere Liebe theilt."

„Herr Eduard hat Recht, sagt Robineau, ein Glas Chambertin hinuntergießend, wenn man unsere Liebe theilt ... o! ... das ist etwas Anderes ... das ist ein großer Unterschied! ..."

„Wenn man sie aber nicht theilt, fährt einer der jungen Leute fort, dann macht man sich über uns

lustig, lacht über unsere Seufzer, wir sehen wahren Einfaltspinseln gleich, werden es aber nicht gewahr."

„Es fällt uns sogar nicht einmal ein, sagt Robineau, sich ein neues Glas Chambertin einschenkend, und das ist das Drolligste an der Sache."

„Meine Herren, versetzt Eduard, eine Frau, die sich über einen Mann lustig macht, weil er wahrhaft in sie verliebt ist, eine solche Frau ist eine Kokette, und ich bin der Meinung, daß es nicht bloß Koketten auf der Welt gibt. Wie viel gibt es gefühlvolle, liebende Herzen, die bereit sind, unsere Liebe zu erwidern! ... Wie viele Frauen, die sich nicht enthalten können, einen Bruder Liederlich insgeheim zu lieben, und die sich alle Mühe geben, ihre Empfindung zu verbergen! ..."

„Unzählige!" bemerkt Robineau.

„Meiner Treu, kokett oder empfindsam, naiv oder ungestüm, sie sind Alle reizend, sagt Alfred; ausgenommen indeß, wenn sie uns nachlaufen, uns verfolgen, und alle unsere Handlungen ausspüren lassen."

„Ah! pfui doch! ... eine Frau, die uns folgt! ... das ist ja abscheulich! ... Erstlich ist das ein schlechter Ton! ... allein, das kommt nicht mehr vor! ... — Zuweilen noch! ..."

„Ich, meine Herren, nimmt Robineau das Wort, der stets sprechen will, obgleich seine Zunge anfängt, schwerer zu werden, wenn mir eine Frau folgt ... und ich bemerke es; ... denn wenn ich es nicht bemerke, drücke ich die Augen zu; wenn sie mir aber folgt, so sage ich: Theuerste Freundin, Sie folgen

mir, das ist mir nicht anständig ... Wenn ich bei Ihnen sein will ... werde ich es Ihnen sagen lassen ...: will ich aber mit einer Andern sprechen ... so ist mir Ihre Gegenwart nicht vonnöthen, um den Liebenswürdigen zu spielen; ... das hindert im Gegentheil meine Fähigkeiten ..."

„Bravo! bravo! rufen die jungen Leute lachend, das heißt gesprochen, wie Cicero! ..."

„Jetzt Champagner, meine Herren, sagt Alfred. — Geh mit dem Champagner! ..."

„Ja, Champagner!" ruft Robineau aus, und ich breche eine Lanze mit dem, der am meisten trinkt ... ich betrinke mich nie."

Die Pfröpfe fliegen an die Decke, man trinkt Champagner und bald spricht Alles zugleich und Jeder bildet sich ein, er werde gehört. Mitten unter diesem Geschrei und Gelächter gelingt es Robineau, sich Gehör zu verschaffen, weil er stärker als alle Uebrigen schreit, und je mehr er sich betäubt, um so mehr vernünftiger will er sprechen, als Beweis, daß ihm der Wein nicht zu Kopf steigt.

„Theurer Freund, sagt er, sich an Alfred wendend, Du läßt es Dir auch nicht einfallen, daß ich das Geheimniß Deiner Liebeshändel, Deiner Eroberungen kenne, d. h. eine hübsche, kleine Brünette, Wittwe ... ich will ihren Namen nicht sagen, weil man verschwiegen sein soll ... es scheint aber, daß Du ihr tüchtig zusetztest ... und daß die obgenannte Frau von Gerville ... deine Beständigkeit erproben wollte ..."

„Frau von Gerville! ... wie weißt Du das? ... Woher kennst Du die Frau von Gerville? ...“

„Erstlich habe ich Dir nicht gesagt, daß es Frau von Gerville sei ... ich habe den Namen nicht genannt ... nicht wahr, meine Herren? ...“

„Nein! nein! rufen die jungen Leute lachend, dazu ist er zu vernünftig ... man sieht wohl, da er sich nie betrinkt!“

„Ich, meine Herren, sagt Robineau, ein Glas Champagner an seine Lippen führend, ich schlürfe das hinunter, wie Milch ... ich habe einen Eisenkopf! ... Gleichviel; Alfred, die junge Wittwe sagt, Du seiest ein Ungeheuer! ... ein Treuloser! ... Es scheint, daß Du ihr ernstlich gefielst!“

„Ich weiß nicht, ob ich ihr gefiel, allein ich gestehe, so in sie verliebt gewesen zu sein, daß ich einen Augenblick glaubte, es werde Ernst. Jenny ist heiter, liebenswürdig, geistreich; ... eines Tages aber treffe ich eine gewisse Klara bei ihr; ... ich wußte nicht, daß es ihre Freundin war; denn täglich sieht man, wie Frauen einander besuchen, ohne sich zu lieben. Diese Klara ist nun gleichfalls sehr hübsch; ich sagte ihr, ich finde sie reizend, nichts ist natürlicher; es scheint jedoch, daß sie der Frau von Gerville Alles wieder erzählte, und diese ward böse. Meiner Treu! mich kümmert's wenig! ... Zum Teufel mit der Beständigkeit! ich, ich kenne nur das Vergnügen! ... Laßt uns trinken! ... auf die Gesundheit der schönen Frauen! ...“

„Ah! meine Herren, man muß Jedermann leben

lassen! Auf die Gesundheit der Damen im Allgemeinen," sagt Eduard.

„Ja, sagt Robineau, sein Glas in die Höhe haltend, auf ihre Gesundheit im Allgemeinen ... und im Besondern ... weil ich eine Besondere habe; ... ha! ha! ha! und eine Kernhafte! ... die Tugend selbst ... mit schelmischer Miene ... und Sitten ... das Alles in Gestalt einer Putzmacherin."

„Ah! ah! Deine Herzogin ist nur eine Putzmacherin! sagt Alfred, und Du wolltest sie nicht mit uns schmausen lassen!"

„Wie? meine Herren, im Ganzen genommen ... was macht das? Was macht der Rang in Betreff der Schönheit? — Er hat Recht. Hat man nicht Könige gesehen, die Schäferinnen heiratheten. Die Alten waren weniger stolz, als wir, das findet man in der Bibel. — Gut denn! ... es leben die Grisetten! ... Nur sie verstehen es, Zärtlichkeit mit dem Tanz zu verbinden ... uns die Hosen zu flicken, wenn sie zerrissen sind ... uns Morgens das Frühstück zu machen und Abends die Lampe anzuzünden ... Bittet aber einmal eine schöne Dame von der eleganten Welt, wie ich diesen Abend welche gesehen habe, euch einen Knopf anzunähen oder euren Hosenträger zu flicken ... man würde schön empfangen werden, he? Es leben die Grisetten! dabei bleibe ich! ..."

„Es leben die Grisetten!" wiederholten die jungen Leute mit Lachen, und man stößt aufs Neue mit Robineau an, weil er bereits nicht mehr weiß, was er spricht, was die Herren sehr belustigt und besonders

Alfred, dem es Freude macht, ihn beim Trinken die Lügen widerrufen zu hören, die ihn seine Eigenliebe im nüchternen Zustande vorbringen ließ. Die Lügner sollten sich nie betrinken... Das Sprüchwort hat Recht, wenn es sagt: in vino veritas. Wie viele Leute gibt es, welche der Wein Thorheiten sprechen ließe, wenn sie sich nicht bemühten, nüchtern zu bleiben! Wie viele unvorsichtige Geständnisse, wie viele pikante Bekenntnisse würde man hören, wenn... doch die Damen betrinken sich niemals!

„Es scheint, Robineau, daß Du eine sehr schöne Putzmacherin zur Geliebten hast?" fragt Alfred, das Glas seines Freundes aufs Neue füllend.

„O! hübsch! ... meine Herren! ... das heißt, das Gesicht ist nicht durchaus tadellos ... es hat selbst einige Fehler in den Umrissen ... Der Wuchs aber! ... ah! wie gegossen! ... Wenn sie hier wäre, ließ ich sie auf diesen Tisch steigen, damit ihr sie bewundern könntet. Mit einem Wort, Fifine ist es! ... das ist genug gesagt!"

„Ah! sie nennt sich Fifine? — Ja, meine Herren ... ein reizendes Mädchen! ... ein wahrer Dragoner! ... die einer Tasse Kaffee noch nie widerstand ... wenn es ihr gefällt nämlich ... — Und Du hast ihr augenblicklich gefallen? ... — O! augenblicklich ... d. h. sie hat mich manche Gänge machen lassen; ... und die Schachteln, die ich trug! und die Brezeln, die ich bezahlte! ... Wie viel habe ich bezahlt! ... Fifine liebt die Brezeln sehr! ... Gleichviel, auf ihre Gesundheit, meine Herren! ..."

„Auf die Gesundheit Fifinens! wiederholten die jungen Leute. Dieser Toast stimmt Robineau ganz weich; er langt nach seinem Taschentuch, um sich die Augen zu trocknen; im Herausziehen streut er die indeß ganz zerquetschten Kuchen auf den Tisch und Boden umher. Alles lacht noch weit mehr und Alfred leert die zweite Tasche Robineau's auf dessen Teller aus und ruft dabei aus: „Seht, meine Herren, das ist ein vorsichtiger Mensch, er hatte einen Nachtisch in die Tasche gesteckt..."

„Meine Herren... das war für meinen Zeisig! stottert Robineau, den der Anblick der Kuchen einen Augenblick stumm macht; das heißt für den Zeisig Fifinens!... welcher plapperi: küsse schnell, wie ein Staar... Uebrigens werdet ihr wohl einsehen, daß es nur ein Spaß, eine Wette war... ich sehe nicht auf eine solche Lapperei... nicht als ob der Verlust meiner einundzwanzig Franken fünfzig Centimen mich bedeutend genirte..."

„Ich glaubte, Du habest mehr als hundert Thaler verloren? sagt Alfred. — Warum nicht gar hundert Thaler!... ein Kanzleischreiber mit fünfzehnhundert Franken!... das wäre der Gehalt von mehr als zwei Monaten! — Du irrst Dich, Du erhältst hundert Louisd'or und wirst eine Zulage bekommen... — Laß mich doch ruhig! hundert Louisd'or!... und was die Zulage betrifft, so hat mir mein Unterchef, der alle Augenblicke anderer Laune ist, erst diesen Morgen gesagt, daß er genöthigt sei, mich abzusetzen, wenn ich nicht besser schriebe... Der hat's auch nöthig,

er, der kratzt wie ein Hahn und sechstausend Franken verdient!... ich glaube, er dürfte wohl besser schreiben, als ich... Nun, nun, meine Herren, es scheint mir, daß es nicht mehr geht, ihr trinkt nicht, ich wußte gewiß, daß ich euch Alle besiegen würde!"

Die jungen Leute fangen in der That an zu gähnen; vergebens sucht Alfred seine Gäste aufzumuntern; auch ihn überwältigt der Schlaf. Alle greifen nach ihren Hüten und nehmen Abschied, indem sie sich das Ansehen geben wollen, als seien sie noch sehr fest auf den Beinen.

Es war heller Tag, schon liefen die Arbeiter durch die Straßen, um sich zu ihren Geschäften zu begeben und die frischen Gesichter der letztern machten einen grellen Gegensatz gegen das blasse Wesen unserer jungen, leichtsinnigen Nachtschwärmer.

Robineau verließ mit den Uebrigen das Hotel; wie er sich allein in der Straße befindet, kostet es ihn einige Mühe, sich zu besinnen, was aus ihm werden soll; es scheint ihm, die Häuser bewegen sich und der Erdboden eile unter seinen Tritten davon. Mit bestürzter Miene sieht er die Vorübergehenden an; und wahrscheinlich finden auch sie etwas Seltsames in seinem Gesichte oder seinem Anzug, denn sie lachen, wenn sie ihn erblicken. Da indeß Robineau überwältigen will, was er für einen Schwindel hält, so drückt er seinen Hut tief ins Gesicht, sucht sich fest auf seine Füße zu stellen und läuft mit verdoppeltem Schritt bis in sein Haus, wo er, ohne

sich eine Minute aufgehalten zu haben, athemlos und erschöpft anlangt.

Die erste Person, der er auf der Treppe begegnet, ist Fifine, die Milch für ihr Frühstück kaufen wollte.

„Wie! jetzt erst kommst Du nach Hause?“ sagt sie zu Robineau, dem es nicht gelingen will, den Schlüssel in sein Thürschloß zu bringen.

„Ja, theure Freundin; die Abendgesellschaft geht so eben erst zu Ende. — Die Abendgesellschaft!... es ist schon lange heller Tag... sechs Uhr vorüber... Nun, was hast Du denn da so an Deiner Thüre herum zu stöbern? — Ich weiß nicht, was in meinem Schlüssel ist, Fifine; allein er will durchaus nicht hinein. — Gib her; ich will schon aufmachen.“

Fifine öffnet die Thüre, und Robineau aufmerksamer betrachtend, ruft sie aus: „Ach, mein Gott, wie zerstört siehst Du aus!... Die Augen hängen Dir zum Kopfe heraus! — Ich weiß nicht, was ich habe, beste Freundin... das ist aber gewiß, daß ich mich nicht ganz wohl fühle. — Ach! ich sehe gut, was Du hast;... es scheint mir, Du hast ordentlich mitgemacht!...“

Robineau warf sich unterdessen auf einen Sessel, wo er tiefe Seufzer ausstößt; Fifine folgt ihm und blickt ihn achselzuckend an. Da sie endlich sieht, daß er nichts spricht und zu seufzen fortfährt, ruft sie aus: „Bist Du bald zu Ende mit Deinem Gestöhne?... Du kommst mir sehr lustig von Deinem Balle heim! — Ach! Fifine! ich denke, es sei ein sehr elendes

Ding um einen Ball!... diese großen Versammlungen, die Toilette, die man machen muß... und das Alles, um sich zu langweilen!... Ach! ich hätte viel besser daran gethan, mein Geld zu behalten und mit Dir zu gehen! — Aha! ich merke, was es ist; der Herr hat sein Geld im Ecarté verloren!... und da kommt nun der moralische Katzenjammer! — Ja, meine zärtliche Freundin, ich habe Alles verloren, habe nichts mehr! — Ich wollte, Alle Deine Ecarté-Spieler hätten die Gelbsucht und Du auch! — Ich weiß nicht, ob ich die Gelbsucht habe, aber ich fühle, daß mir sehr übel ist. — Ah! ich glaube es; es scheint mir jedoch, daß Dich Dein Kummer am Essen und Trinken nicht gehindert hat. — Ich habe beinahe nichts zu mir genommen, ich versichere Dich;... man hatte indeß ein kostbares Essen. — Hast Du mir auch Leckereien mitgebracht? — Ich hatte meine Taschen voll... weiß aber nicht, wie es kam, daß ich nichts mehr habe! — Ah! daran erkenne ich Dich!... Wie liebenswürdig er ist! — Fifine, wenn Du mir Vorwürfe machst, so falle ich in Ohnmacht. — Das heißt, Dein Nachtessen erstickt Dich beinahe... Wie artig das ist... ein Liebhaber, der sich mit Andern belustigt und mit einer Indegestion heimkommt! — Verlaß mich nicht, Fifine, ich bitte Dich! — So, auch noch! Jetzt muß man ihn pflegen! Wohlan, ich bleibe da... halte Dich ruhig... ich will Dir Thee machen. — Ach! ja, mache mir Thee... ich will nichts Anderes mehr trinken."

Die junge Putzmacherin geht eilends die Treppe

hinab, kauft Alles, was sie für Robineau bedarf, der eine tüchtige Indigestion hat. Allein Fifine ist lebhaft, behend, geschickt; in einem Augenblick hat sie Feuer angezündet, Wasser gesotten und dem Kranken Thee gereicht. Dank ihrer Sorgfalt, er befindet sich nach einer Weile besser; und bei jeder Tasse Thee, die sie ihm darbietet, ruft er aus: „Ach! Fifine!... ich werde an Deine Pflege denken... nur mit Dir werde ich künftig mein Geld ausgeben; ich wollte, ich hätte Dir eine Krone anzubieten, und noch würde ich glauben, Deine Anhänglichkeit nicht genug belohnt zu haben!... Was die großen Soiréen betrifft, so werde ich nicht mehr hingehen... die Welt hat nichts Anziehendes für mich; eine Hütte und Dich... das ist mein Glück!"

Viertes Kapitel.

Unverhofftes Glück. — Spazierritt. — Wirkung des Geldes.

Acht Tage sind seit dem Balle beim Herrn von Marcey verflossen. Der Baron hatte Paris am andern Tage verlassen, um eines seiner Güter einige Meilen von der Hauptstadt zu besuchen; er machte öfters kleine Reisen, entweder, um zu Freunden zu gehen, eine seiner Besitzungen zu besehen, oder auch nur, sich zu zerstreuen; seine Abwesenheiten dauerten jedoch gewöhnlich nicht länger, als etwa zwölf Tage. Selten begleitete ihn dabei sein Sohn. Alfred seinerseits folgte allen seinen Launen, ging, wohin es

ihm gut dünkte, blieb in der Stadt, oder auf dem Lande, ohne daß ihn der Baron im mindesten hinderte.

Alfred war gerade zu Hause, mit seiner Toilette beschäftigt, etwas sehr Wichtiges für einen Stutzer; diesmal machte er sie jedoch mit Gleichgültigkeit, weil er für den Augenblick Niemand hatte, dem er zu gefallen suchte. Er dachte noch von Zeit zu Zeit an Frau von Gerville; die lebhafte Jenny hatte ihm sehr gefallen; sie war aber böse geworden, weil er Klara hübsch fand, und es ihr sagte; Alfred, der nicht begriff, daß man über eine so natürliche Sache böse werden konnte, hatte nichts gethan, Jenny's Zorn zu besänftigen, und während des Ankleidens gab er sich nun seinen Gedanken darüber hin, als er plötzlich durch ein großes Geräusch in seinem Salon in seinen Betrachtungen gestört wird; beinahe in demselben Augenblick reißt man die Thüre seines Kabinets hastig auf, und Robineau, wie eine Bombe hereinfallend, wirft sich mit solch ungestümer Heftigkeit in seine Arme, daß er ein sehr elegantes Waschbecken, das vor Alfred stand, auf den Boden schleuderte.

„Ach! mein Freund, mein theurer Freund!..." ruft Robineau aus, dessen Gesicht in höchster Verwirrung ist. „Wie glücklich bin ich doch!... umarme mich doch!... nein... an mir ist's, Dich zu umarmen!... Ach! Du weißt nicht... Du denkst nicht daran!..."

„Was ich weiß, sagt Alfred, ist, daß Du wie ein Rasender da hereinkommst, und mir ein im besten Geschmack gearbeitetes Waschbecken zerbrichst..."

„Gleichviel, mein Freund! Ich gebe Dir ein anderes, zwei und drei, wenn Du willst!... Alles, was Du verlangst."

Alfred blickt Robineau etwas genauer an, sucht in seinen Augen zu lesen; dieser bemüht sich, etwas ruhiger zu werden und sich verständlich zu machen.

„Lieber Alfred, meine Freude, meine Verwirrung erscheinen Dir sonderbar, ich begreife es;... es kommt mir selbst auch so vor... und es gibt Augenblicke, in denen ich zu träumen meine;... doch Gott sei Dank, es ist kein Traum... Was war ich, als ich Dich vor acht Tagen nach Deinem Ball verlassen habe?..."

„Meiner Treu, Du warst besoffen. — Das meine ich nicht... Ich war noch ein gewöhnlicher Subalternbeamter, ein bescheidener Abschreiber mit fünfzehnhundert Franken Gehalt. — Bist Du jetzt Bureau-Chef? — Mehr als das, lieber Freund!... Ich habe das Bureau zu allen Teufeln gewünscht!... Ich besitze fünfundzwanzigtausend Franken Renten! — Fünfundzwanzigtausend! — Ja, mein Freund; ja, ich Julius Raoul Robineau... ich werde eine Equipage haben!... Bin reich, beinahe ebenso wie Du... doch noch nicht ebenso, es kann aber noch kommen!... Wenn man einmal im Zug ist... Vermögen hat... Glück!... O weh!... Warte, ich will mich setzen... ich kann nicht mehr!... Seit ich fünfundzwanzigtausend Franken Renten habe... habe ich Herzklopfen;... es gibt Augenblicke, wo ich nicht mehr athmen kann!..."

Robineau wirft sich auf einen Sopha; zieht sein Taschentuch heraus, trocknet sich das Gesicht ab, gürtet die Hosen auf, um leichter zu athmen, kurz, macht es sich ganz bequem; man sieht, das Geld hat schon seine Wirkung gethan, und es ist nicht mehr der bescheidene Schreiber, der sich in Bücklingen erschöpft, ehe er bei seinem Freunde, dem Baron von Marcey, einen Stuhl zu nehmen wagt. Um jedoch Gemüther, Charaktere, Personen, Manieren zu ändern, bedarf es nur des Reichthums; dieser hat schon lange seine Beweise geliefert, und es ist wahrscheinlich, daß die Lehren der Vergangenheit stets für die Zukunft verloren sein werden, weil die Menschen morgen nicht mehr taugen, zu was sie gestern taugten, und so fort.

Alfred dachte, daß die seinem Freunde zugefallenen fünfundzwanzigtausend Franken Renten, ihn nicht am Waschen hindern dürften, und hatte daher den Gang seiner so plötzlich unterbrochenen Toilette wieder aufgenommen und wartete ruhig, bis Robineau sich deutlicher erklärte. Nachdem dieser einen Fuß auf einen Schemel aufgelegt und umhergeschaut hatte, auf welchen Stuhl er den andern legen könne, fing er wieder zu sprechen an.

„Du hast mich früher von einem Oheim reden hören, der in seiner Jugend nach Ostindien gereist ist ... — Ach! ja .... Du hattest nie Nachrichten von ihm erhalten, und er kommt unermeßlich reich zurück ... Das ist wie in allen Vaudevilles. — Es ist nicht die Rede von Vaudevilles ... Dieser Oheim, ein Bruder meines Vaters, war also abgereist ...

Meine theuren Eltern hatten nie wieder etwas von ihm erfahren ... Sie starben, ohne mir etwas zu hinterlassen, als eine Erziehung, die ich wage, ziemlich ... — Weiter, weiter; bin mit Dir in der Schule gewesen und weiß, daß Dir immer ein Anderer Deine Exercitien und Uebersetzungen machen mußte; doch, kurz? — Ja, lassen wir das Latein ... Gestern, bester Freund, fand ich, von der Kanzlei nach Hause kommend, einen Brief ... Ich öffne; ein Notar ladet mich ein, augenblicklich in seine Schreibstube zu kommen, und mich mit meinen Papieren, als Taufscheinen u. s. w. zu versehen ... Der Brief eines Notars ... ich wußte gar nicht, was ich daraus abnehmen sollte, folge indeß auf der Stelle seiner Einladung. Der Notar fragt mich, ob ich Verwandte hätte, und verlangt Näheres über meine Familie zu wissen; endlich, lieber Alfred, als ich allen seinen Fragen Genüge geleistet und bewiesen hatte, daß ich wirklich Julius Raoul Robineau sei, der Sohn von Benedikt Stephan Robineau und Cäcilia Desboulloir, sagte er mir ohne weitere Vorbereitung: Mein Herr, Ihr Oheim, Gratian Robineau, ist so eben in Havre gestorben, wo er sich ausgeschifft hatte; er trug sein ganzes Vermögen bei sich und wollte in Paris seine Tage beschließen, als ihn der Tod, dem er in fernen Landen hundertmal kühn in's Auge gesehen, im Hafen der Ruhe ereilte. Ihr Oheim hinterließ Ihnen seine ganze Habe, und diese beläuft sich auf etwa fünfmal hunderttausend Franken ... Fünfmal hunderttausend Franken! ... Ach! mein Freund, Du begreifst meine

Freude, meine Ueberraschung ... Ich bin in Ohnmacht gefallen, der Notar war genöthigt, mich mit Essig zu besprengen."

„Wie? Du, Robineau, ein Philosoph, ein Junge ohne Ehrgeiz, der die Reichthümer verachtet, Du fällst in Ohnmacht, wie Du vernimmst, Du habest geerbt! ..."

„Ach! höre, mein Freund! man ist Philosoph ... das ist wahr; das ist überdies das Beste, was man thun kann, wenn man genöthigt ist, in Entbehrungen zu leben ... Man hat aber auch ein Herz, man ist gefühlvoll! ... und fünfmal hundertausend Franken! ... Anfangs glaubte ich, das gebe eine Million jährlicher Einkünfte, beim Nachrechnen fand ich jedoch, es mache zu fünf Prozent nur fünfundzwanzigtausend ... wenn man aber geschickt ist, es anzugreifen weiß, so kann man sein Geld zu sechs, acht, zehn Prozent umtreiben. Nicht wahr, mein Freund? — Ich weiß sehr wohl, mein Bester, wie man das Geld durchbringt, es ist mir aber völlig unbekannt, wie man es umtreibt."

„Das ist richtig! ... Du warst nie im Finanzministerium angestellt. — Wenn ich Dir übrigens einen Rath ertheilen darf, so ist es der, Dein Vermögen auf solide Weise, entweder auf Renten oder Güter anzulegen ... Es scheint mir, daß, wenn man mit fünfzehnhundert Franken lebte, man sich mit etlichen zwanzigtausend Livres Renten begnügen kann ... denn es wird besser sein, diese gesichert zu haben, als sein Vermögen dem Würfel der Geschäfte preis

zu geben. Dies mein Rath, lieber Robineau; man kann sehr leichtsinnig für sich selbst sein, und klug in Anderer Angelegenheiten sehen; Du wirst daher wohl daran thun, zu ..."

Robineau, den das Ende von Alfreds Rede ungeduldig zu machen schien, war aufgestanden und ging im Zimmer auf und nieder, zwischen den Zähnen summend; endlich unterbricht er Alfred und ruft aus: „Gut! ... gut! ... Ich danke Dir für Deine Rathschläge; ich schmeichle mir indeß, daß ich mein Vermögen eben so gut anzulegen verstehe, als ein Anderer. Lassen wir das, mein Freund, beschäftigen wir uns nur mit dem Vergnügen ... mit Festen ... Es scheint mir, das Leben muß ein Freudenstrom sein, wenn man reich ist ... Mach doch, daß Du mit dem Ankleiden fertig wirst, wir wollen frühstücken ... ich lade Dich ein, in einem der besten Café's, in welchem Du willst. — Du kommst zu spät, ich habe schon gefrühstückt. — Was macht das? Du fängst wieder von vornen an... — Nein, wahrhaftig! Glaubst Du, man könnte fortwährend essen, wenn man reich sei, ohne sich übel zu machen? ... — Teufel! ... wie Schade ... Ich, ich habe schon Kaffee und Thee getrunken, will aber ein Gabelfrühstück einnehmen, das ist feiner Ton ... Ah! was den guten Ton betrifft, lieber Alfred, da werde ich Deine Rathschläge annehmen ... Ich weiß, Du lebst nach der Mode, ich will ihr auch folgen und zwar streng ... Fünfundzwanzigtausend Franken Renten! ... Kannst Du mein Glück fassen? — Meiner

Treu, ich mache Dir mein Compliment; ... denn im Grund bist Du ein guter Kerl ... — Ach! wenn Du wüßtest, wie viel Plane ich schon im Kopf habe! Ich will so Vieles thun, und weiß nicht, wo ich anfangen soll! ... Aber ich bitte Dich, laß uns frühstücken ... Du stellst Dich, als issest Du."

Wie die beiden jungen Leute gehen wollten, tritt Eduard in Alfreds Zimmer; Robineau läßt ihm keine Zeit, seinem Freunde guten Morgen zu sagen, er springt ihm an den Hals, drückt ihn in seine Arme, und theilt ihm die in seinen Vermögensumständen vorgegangene Veränderung mit. Eduard wünscht ihm ganz ruhig Glück, und Robineau begreift nicht, wie diese Nachricht nicht mehr Eindruck auf ihn mache; er meint, seine ganze Umgebung müsse ebenfalls in ausgelassenster Freude sein, wenn man höre, daß er fünfundzwanzigtausend Franken Einkünfte habe.

„Ich komme, mich zum Frühstück einzuladen, sagt Eduard zu Alfred. Ohne diesen antworten zu lassen, packt Robineau den Arm Eduards und ruft: Ich nehme Sie mit ... wir frühstücken zusammen, wir essen sogar zu Mittag, wenn ihr Zeit habt, und bei Tische theile ich euch meine Gedanken ... meine Plane mit ... Ich habe mir schon einen neuen Frack gekauft, er steht sehr gut, nicht wahr? ... Gehen wir hinab, ihr werdet mein Cabriolet sehen ... — Wie! Du hast schon ein Cabriolet und Pferde? — Ich habe es gemiethet, bis ich Gelegenheit zum Kaufen finde. Auch brauche ich eine andere Wohnung, denn ich kann mein Cabriolet nicht in mein Zimmer im vierten

Stock stellen... ich suche ein Logis mit Stall und Remise... Ach Gott! wie viel habe ich zu thun!... Weiß der Himmel, ich dachte nicht, daß der Reichthum so viel Geschäfte macht."

Alfred und Eduard sehen einander lächelnd an, endlich gehen sie mit Robineau, der nicht ruhig stehen bleiben kann, und in den Zimmern umherrennt, wobei er schnaubt wie ein Ochse.

Robineau springt voraus und ruft seinem Bedienten zu, hintenauf zu steigen.

„Wir werden Dein Pferd kreuzlahm machen, sagt Alfred, für Eduard und mich hätte ich mein Cabriolet nehmen können. — Nein, nein, erwidert Robineau, ich will, daß wir beisammen sind... mein Pferd ist kräftig... zudem lasse ich mir, wenn es nicht gut ist, morgen ein anderes geben... O! ich lasse mich hübsch ordentlich bedienen!... Franz, steig hintenauf... ich werde kutschiren."

Man steigt ein, Robineau setzt sich in die Mitte, ergreift die Zügel und will leiten, in der Ueberzeugung, daß man Alles versteht, wenn man reich ist. Er peitscht gewaltig drauf los, zerrt rechts und links an den Leitriemen, quält sein Pferd, das alle Augenblicke an Ecksteinen den Vorübergehenden streift, und während seine beiden Begleiter über die Mühe, die er sich gibt, und über seine Art, zu kutschiren, lachen, hängt er, einem Karren ausweichend, mit seinem Rade in dem eines Fiakers fest.

Der Kutscher flucht und sagt, man müsse sehr ungeschickt sein, um in sein Rad zu gerathen; Robi-

neau flucht ebenfalls, um sich das Ansehen zu geben, als liege der Fehler nicht an ihm; indeß reichen seine Flüche nicht aus, ihm aus der Verlegenheit zu helfen, und da er sieht, daß er nie herauskommen werde, überläßt er Alfred die Zügel mit den Worten: „Sei so gut, mein Freund, und kutschire... denn ich bin von meinen Angelegenheiten so eingenommen, daß ich den Weg verfehlen könnte."

Durch Alfreds Bemühung macht man sich von dem Fiaker los und langt ohne weiteren Unfall im Palais-Royal an. Bei Beauvilliers verlangt Robineau das Kostbarste, was es gibt, und wenn ihn seine beiden Gefährten nicht abhielten, ließ er ein Frühstück für zwanzig Personen auftragen, und schrie aus vollem Halse in den Salon, daß er fünfundzwanzigtausend Franken Renten habe.

„Apropos! sagt Alfred, und Fifine? Du sprichst nicht von ihr!... sie muß sehr vergnügt über Dein Glück sein?... — Fifine! versetzt Robineau mit zerstreuter Miene, ach! meiner Treu, ich habe noch keine Zeit gehabt, sie zu sehen, seit ich zu meinem Notar gegangen bin... Mein Notar!... hört doch, meine Herren, wie schön das klingt! mein Notar!..."

„Wie! Herr Robineau, ruft Eduard aus, Sie haben derjenigen Ihr Glück noch nicht mitgetheilt, die Ihnen vor acht Tagen noch so theuer war?... Bedenken Sie doch, daß, wenn uns eine Frau um unserer selbst willen liebt, wir ihr Dank schuldig sind, und sie zum mindesten Theil nehmen muß an dem, was uns begegnet."

„Eduard hat Recht, sagt Alfred, wenn man so glücklich gewesen ist, ein gescheites, gefühlvolles und treues Frauenzimmer zu finden, so kann man, meiner Meinung nach, nicht zu viel für sie thun."

„Meine Herren, meine Herren, entgegnet Robineau, ein Stück Geflügel im Mund, ihr habt sehr gut reden... wollt ihr nicht, ich soll Fifine zu meiner Frau machen?... das wäre hübsch!..."

„Man weiß sehr wohl, daß Du sie nicht zu Deiner Frau machen wirst; aber... — Aber ich kann eine Putzmacherin ebensowenig als Maitresse beibehalten. Ihr werdet zugeben, daß, wenn man ein gewisses Vermögen hat, man etwas vom bessern Ton... etwas Ausgezeichnetes wählen kann... und dann, unter uns gesagt, meine Herren, ist Fifine gerade keine Tugend... Und dann hat sie einen sehr reizbaren Charakter... einen Hitzkopf; sie ist ein wahrer Drache... auch ich liebe die sanften Frauen... Ich war an ihr Gesicht gewöhnt, eigentlich aber ist sie nicht schön, ein frecher Blick, das ist Alles."

„Ei was, Robineau, jetzt kannst Du nicht sagen, sie sei häßlich, neulich war sie eine Venus. — Ach! ja... eine sonderbare Venus!... und die mich all mein Geld in Lustpartien verthun ließ; zwei Drittel meines Gehalts gingen auf diese Art zum Teufel. — Wie! eine Frau, die Dich nur Deiner selbst willen liebte? — O, ja! ich weiß, daß sie mich liebte, dabei war sie aber leckerhaft wie eine Katze. Uebrigens will ich nicht schlecht von ihr reden, meine Herren; sicherlich werde ich ihr ein Geschenk machen... ich

bin zu großmüthig, um... doch lassen wir Fifine und sprechen wir von meinen Planen. Ihr wißt nicht, lieben Freunde, was mir im Kopfe umgeht... nun denn... ein Schloß ist's!"

„Ein Schloß! sagt Alfred, aber Du bist toll, armer Robineau; kaufst Du ein Schloß, so bleibt Dir nicht so viel übrig, es in gutem Stande zu erhalten! — Schon gut! schon gut! ich kann rechnen!... es ist ein Unterschied zwischen Schloß und Schloß! kann ich nicht hunderttausend Franken auf den Ankauf eines hübschen Guts verwenden ... ein Gut, mit einem im alterthümlichen Styl gebauten Hause... Mein Notar versicherte mich, das sei sehr leicht zu finden... und alsdann, theure Freunde, kann man den Namen seines Guts annehmen... das kommt täglich vor... und, unter uns, wenn man fünfundzwanzigtausend Franken Renten hat, ist der Name Robineau sehr häßlich."

„Wie! Herr Robineau, sagt Eduard, Sie, den die Begebenheiten unveränderlich finden sollten ... Sie, dessen Reden mich an Sokrates und Cincinnatus erinnerten?"

„Ich sage euch, meine Freunde, ich habe meine Plane und sehe schon in weite Ferne! Ich kaufe mir ein kleines Schloß, ein Landgut, gleichviel, und führe dessen Namen. Das gibt mir schon einen Anstrich von Adel; hierauf finde ich eine reiche Erbin, stelle mich vor, gefalle und heirathe sie; nun? Ich meine, das sei nicht sehr dumm; nenne ich mich aber Robineau, so kann ich mich nie mit einer vornehmen

Familie verbinden. Ach Gott! bester Onkel Gratian, welch schönen Gebrauch werde ich von Deinen Reichthümern machen! — Und zum Anfang willst Du seinen Namen nicht mehr führen? — Du siehst wohl, aus Berechnung. Es ist beschlossen, ich kaufe eine Herrschaft, werde Bauern und Vasallen bekommen, und man wird mich gnädiger Herr nennen."

„Man wird Dich nicht gnädiger Herr nennen, armer Robineau, weil heutzutage der Besitzer von Wiesen, Häusern, Pachthöfen, nicht mehr unumschränkter Gebieter über die guten Leute ist, welche seine Felder bestellen, weil man jene Feudalgerechtsame, welche das Schicksal der Vasallen schlimmer als das der Lastthiere machte, und die Menschheit brandmarkte, indem sie den Menschen seinen Nebenmenschen gegenüber erniedrigte, nicht mehr anerkennt; weil man einen gütigen und tugendhaften Herrn liebt, vor einem groben und liederlichen Gebieter aber nicht zittert; weil alle Menschen unter dem Schutz der Gesetze stehen, welche Gehorsam und keine Erniedrigung anbefehlen; kurz, weil es nur noch in Rußland Leibeigene gibt, wo ich Dir ein Schloß zu kaufen anrathe, wenn Du gnädiger Herr genannt sein willst. Wahrlich, ich glaube, wenn man Dich machen ließe, Robineau, würdest Du einer jener Tyrannen aus früherer Zeit."

„Hört einmal, meine Herren, es war ein sehr hübsches Recht, das dem Lehnsherrn erlaubte, zuerst den Fuß ins Bett einer Neuvermählten zu setzen."

„Jetzt bezahle die Karte, wir wollen gehen. —

Schon? — Willst Du Dein Leben bei den Restaurateurs zubringen? — Nein, gewiß nicht, meine Herren... es ist erst halb ein Uhr... Was treibt man den ganzen Tag, wenn man reich ist? — Man geht seinen Geschäften nach, wenn man welche hat, belustigt sich, wenn sich Gelegenheit zeigt... und das kommt nicht alle Tage vor... — Heute verlasse ich euch nicht, meine Freunde. Ich führe euch ins Theater, aber es ist noch nicht ein Uhr und man spielt Morgens nicht."

„Ich und Eduard machen einen Spazierritt ins Gehölz von Boulogne," sagt Alfred.

„Einen Spazierritt! ruft Robineau aus. Teufel! das ist guter Ton... das paßt für mich... ich bin dabei. — Kannst Du reiten? — Sei ruhig. Es wäre närrisch, wenn ein Mann, der fünfundzwanzigtausend Franken Renten hat, nicht reiten könnte. — Dann komm mit, ich will Dir eine Stute leihen, die einen äußerst leichten Trab hat. — Recht so, und ich werde immer mit ihr galoppiren... Ach! meine Freunde, noch ein Wort, ehe wir gehen: macht mir ein Vergnügen... — Was denn? — Nennt mich künftig nicht mehr Robineau, nur bei meinem Taufnamen: Julius... das ist vornehmer... es klingt viel angenehmer."

„Ich titulire Sie Herr Marquis Julius, wenn Sie wollen, sagt Eduard lachend. — Was mich betrifft, sagt Alfred, so nenne ich Dich, wie es mir in den Mund kommt! — Bemühe Dich, daß nur noch Julius kommt, ich bitte Dich darum."

Man kehrt in Alfreds Wohnung zurück; diesmal zu Fuß, der inständigen Bitten Robineau's ungeachtet, weil die beiden Freunde sich nicht mehr zu drei in sein Cabriolet pfropfen wollen. Der neue Reiche entschließt sich daher seinen Wagen heim zu schicken und geht mit seinen Freunden zu Fuß; unterwegs aber gibt er sich eine vornehme Miene, welche seine Begleiter sehr zum Lachen bringt. Er würdigt die Menge keines Blicks mehr, geht Niemanden mehr aus dem Weg; er glaubt, alle Vorübergehenden müssen sich beeifern, ihm Platz zu machen; das ist aber nicht der Fall, und da seine unverschämte Miene keineswegs für ihn einnimmt, weicht man ihm nicht aus; man erlaubt sich sogar, ihm Rippenstöße zu versetzen, und er hat bereits mehre tüchtige Püffe erhalten, weil er über Jedermann wegrennen wollte. Nun ruft er aus: „Es ist recht einfältig, zu Fuße zu gehen, wenn man einen Wagen hat!" während Alfred und Eduard einander zuflüstern: „Es gibt noch etwas viel Einfältigeres als das."

In Marcey's Hotel angelangt, sind die beiden Freunde bald im Sattel, und Germain, Alfreds Reitknecht, führt Robineau eine hübsche, kleine Stute vor, die mit dem Fuße scharrt, und ein edles Feuer an den Tag legt. Robineau beginnt die Stirne zu runzeln und geht um das Pferd herum, indem er sagt: „Es scheint mir, dieses Pferd hat ein bösartiges Aussehen!"

„Es ist im Gegentheil das frömmste Thier, das man finden kann: ein Damenpferd. — Nun dann

ist's für mich... Warum stampft es aber so mit dem Fuß auf den Boden? — Weil es ungeduldig ist, zu laufen. — Teufel! wenn es ungeduldig ist, wird es mit mir durchgehen;... ich will nicht davonschießen wie ein Narr! — Sei doch ruhig! Kannst Du denn nicht reiten? — Doch, doch; wenn man aber vom Frühstück kommt, muß man gemach reiten; das ist mein Grundsatz. — Wenn Du gar nicht reiten willst, so steht es Dir frei; laß uns ohne Dich gehen! — Nein, nicht... bei Gott; ich bin von der Partie!... o! ihr werdet meine Grazie... meine Haltung sehen. — So steig doch auf! — Auf welcher Seite steigt man auf? — Wie! Du weißt nicht, auf welcher Seite man aufsteigt? — Ich habe es vergessen... Es ist schon lange, daß ich's gelernt habe. — Mein lieber Robineau, Du wirst abgesetzt werden. — Alfred!... ich habe Dir gesagt, Du sollst mich Julius nennen... was macht's Dir denn?... He, Germain, halt mir den Steigbügel... so. — Muthig doch!... Ach, wie schwerfällig Du bist."

Endlich gelingt es Robineau, seinen rechten Fuß auf die andere Seite des Sattels zu bringen; er sitzt zu Pferde und wirft triumphirende Blicke um sich. „Vorwärts," sagt Alfred, und schon treibt er sein Pferd an, als Robineau, den es auf seinem Sattel in die Höhe wirft, schreit: „Haltet, haltet, ich bin noch nicht so weit... Was Teufels, eilt ihr, ohne daß ihr mir Zeit laßt, mich zurechtzufinden... meine Steigbügel sind zu lang; kaum berühre ich sie mit der Zehenspitze. — So soll es sein; Du wirst

weniger hüpfen. — Freilich! beinahe wäre ich schon über den Kopf des Pferdes hinausgefallen; ich habe die Steigbügel gerne sehr kurz, man hat weit mehr Festigkeit. Germain, schnalle sie mir kürzer, noch mehr... so ist's gut... das laß ich mir gefallen, nun sitze ich fest im Sattel. — Nun wohlan, können wir jetzt weiter? — Ja... ja... o! wir können."

Der kürzer geschnallten Steigbügel ungeachtet, wankt und schießt Robineau immer hin und her, obgleich er mit seiner rechten Hand den Sattelknopf festgepackt hat. Da man noch in Paris ist, reiten die jungen Leute nur im kurzen Trab, und Robineau kommt ihnen nach, indem er von Zeit zu Zeit ruft: Doch nicht so schnell, meine Herren;... es ist verboten, in der Stadt zu galoppiren. — Es scheint mir aber, daß wir nicht galoppiren. — Gleichviel;... nicht so schnell... ich bitte euch; ich bin noch nicht im Zug... und dann ist es auch viel lustiger, gemach zu thun."

Man kommt in die Elysäischen Felder; Robineau trieft bereits vor Schweiß, und sein Hut, den die Bewegung des Pferds zurückwirft, sitzt ihm so im Nacken, daß seine Haare frei auf der Stirne flattern.

„Vorwärts, Herr Julius," sagt Eduard, hier einen Galopp, das Terrain ist herrlich. — Ja, ja... das Terrain ist hübsch, aber ich fühle mein Frühstück mit jedem Tritt des verfluchten Pferdes heraufkommen... es hat einen entsetzlich harten Trab. — Bah! Du scherzest; überdies laß es galoppiren. — Einen Augenblick, meine Steigbügel sind noch zu lang. —

Du bedenkst nicht... Deine Kniee stehen ja in gleicher Höhe mit den Ohren Deines Pferdes. — Einerlei... oh! ich habe nach Principien gelernt. — Sie sind artig, Deine Principien. — Da... nun bin ich fertig. — Vorwärts also."

Robineau hat keine Lust, gleich den beiden Freunden zu galoppiren, aber seine Stute will den andern Pferden folgen, und der Reiter wird wider Willen dazu genöthigt. Bald weiß er, an solchen Flug nicht gewöhnt, nicht mehr, wo er ist; er wirft sich vor- und rückwärts, zieht die Zügel straff an, oder läßt sie plötzlich los; da Alles nichts hilft, ist er überzeugt, daß sein Pferd durchgehen will, und er schreit daher aus Leibeskräften: „Haltet es an!... haltet es doch an!..." Alfred aber erwidert ihm: „Habe keine Furcht, Robineau, laß nur gehen." Und Eduard ruft: „Wohlan, Herr Julius, fest, halten Sie sich aufrechter... etwas mehr Grazie."

Der neue Stallmeister antwortet weder dem Einen noch dem Andern; er hört nichts mehr; schon hat er seinen Hut verloren, bald rollt er selbst auf den Sand hin, und Alfred, der mit Eduard weit voran war, sieht die kleine Stute ohne Reiter zu ihm herankommen.

Nun denken die jungen Leute, es möchte ihrem Gefährten irgend ein Unglück zugestoßen sein; sie wenden daher um, und führen Robineau's Pferd an der Hand. Dieser war wieder aufgestanden und kam mit einigen Quetschungen davon; nachdem er seinen Hut gesucht, war er in ein Café eingetreten. Dort erblickten in seine Freunde.

„Wie, Du ließest Dich absetzen?“ sagt Alfred lächelnd, weil er sieht, daß Robineau nicht verwundet ist. — Ja, meine Herren; zum Henker! das ist kein Wunder! Ihr jaget wie der Wind! Mein Pferd will euch folgen, geht durch. Du sagst, ich solle den Zügel schießen lassen... ich thue es so gut, daß ich auf den Sand gerollt bin... und dann habe ich euch nicht gesagt, daß ich wie Franconi oder Paul reite! — Wir haben es bemerkt. Nun gut, steigst Du wieder auf? — Nein, ich danke; ich habe genug für heute. Zudem bin ich beschädigt; geht, macht euern Spazierritt, ich lese indeß das Anzeigeblatt, was mir auch wichtiger ist, da ich ein Landgut kaufen will.“

Man bindet die Stute an; die beiden Freunde reiten weiter, und Robineau liest bei einem Glas Zuckerwasser das Anzeigeblatt, indem er nach den feilgebotenen Landgütern und Schlössern sucht, und seine mißfälligen Bemerkungen macht, weil ihm nichts anständig ist. Da er, als Alfred und Eduard zurückkamen, nicht wieder aufsteigen will, führt der Erstere die Stute an der Hand, und Robineau läßt sich in einem Cabriolet heimbringen. Da es erst drei Uhr ist, die Andern Geschäfte haben, begibt er sich aus Langeweile zu seinem Notar.

Um sechs Uhr finden sich die Freunde aufs Neue zur Mittagstafel bei einem Restaurateur zusammen. Alfred und Eduard, die sich verständigt haben, überreden Robineau, es gehöre zum guten Ton, die meisten verlangten Gerichte unberührt wieder wegzu-

schicken, und so läßt er mehre, von denen er große Lust hatte, zu essen, wieder wegbringen, denn er opfert seinen Appetit dem, was er für den guten Ton hält.

Nach dem Schauspiel, wo er möglichst das Gähnen unterdrückte und öfters Bravi! Brava! Bravissima! gerufen hatte, trennt er sich von seinen Freunden und läßt sich in seinem Cabriolet nach seiner Wohnung in der Straße Saint-Honoré führen, mit dem Vorsatze jedoch, diese ihm nun abscheulicher scheinende Wohnung gleich am andern Tage zu verlassen. Ehe er indeß die Treppe hinaufgeht, befiehlt er Franz, seinem neuen Bedienten, ihn am andern Morgen sehr früh mit dem Cabriolet zu erwarten.

„Morgen sehr früh mit dem Cabriolet!" wiederholt eine Stimme in der Hausflur, im Augenblick, wo Robineau eintrat, und er erkennt Fifine, die er seit seiner Glücksveränderung noch nicht gesehen hat.

Fifine bleibt stehen; sie hat ein brennendes Licht, um das ein grauer Papierstreifen gewickelt ist, in der Hand; so erwartet sie Robineau, der sich nicht beeilt, vorwärts zu schreiten.

„Wie! Du bist es, mein Schatz? — Ja, gewiß, ich bin es! — Was ist denn seit vorgestern aus Dir geworden, seit man den Herrn nicht gesehen hat?... und das großartige Wesen?... das Cabriolet?... Hast Du Dich aus eigener Machtvollkommenheit auf dem Spaziergang zum Herzog oder Pair gemacht? — Wir wollen hinauf gehen, Fifine; es schickt sich nicht, daß wir uns auf der Treppe unterhalten, das

ist gemeiner Ton! — Ach! Du mein Gott! Seine Hoheit möchte sich compromittiren!... ha! ha! ha! Verzeihen Euer Excellenz, wenn ich die Stunde Ihrer Rückkunft gewußt hätte, würde ich mein Licht in vier Theile zerschnitten haben, um die Treppe zu illuminiren."

Robineau geht mit der jungen Putzmacherin nach seinem Zimmer, wo er sich nachlässig auf einen Sessel wirft; Fifine tritt mit dem Licht auf ihn zu und sagt: „Ei! seht einmal... was ist denn das für ein Frack da?... ich kannte bei Dir nur Deinen schwarzen, ehemals neuen Frack und Deinen grauen, abgetragenen."

„Nun gut, jetzt kennst Du auch einen anderen!... damit holla! — Und diese goldene Kette und Uhrgehänge!... Ah! das ist zu stark, darunter steckt etwas! — Ja, Fifine, seit vorgestern ist eine große Veränderung in meiner Lage vorgegangen. — Wahrhaftig!... Hast Du vielleicht hundert Thaler Gratification empfangen?"

Robineau lächelt mitleidig und spricht: „Hundert Thaler! Ach, mein Gott! ... welche Kleinigkeit! — Wie! welche Kleinigkeit? Sei doch so gut und gib mir ein Dutzend solcher Kleinigkeiten, es wird mir lieb sein. — Höre mich aufmerksam an, Fifine! — Warte, ich will mich setzen, was Du mir sagst, macht vielleicht Eindruck auf mich."

Fifine steckt ihr Licht in einen Leuchter und setzt sich vor Robineau, welcher, ehe er spricht, eine wichtige Miene anzunehmen sucht.

„Mein Fräulein, ich .... — Was? mein Fräulein? sprichst Du mit mir? — Gewiß. — Und Du nennst mich Fräulein! Zuerst bemühe Dich, ordentlicher zu sein! Wie dumm er ist mit seinem Fräulein!"

„Nun denn, Fifine, ich muß Dir sagen, daß Du nicht mehr den jungen Menschen vor Dir hast, dessen ganzes Vermögen in einem Gehalt von fünzehnhundert Franken bestand; die Hoffnungen, von denen ich Dich öfters unterhielt, haben sich verwirklicht... Ich wußte wohl, daß ich durch meinen Oheim am Ende noch reich werden würde. Mein theurer Onkel Gratian! er ist gestorben und hat mir fünfundzwanzigtausend Franken Renten hinterlassen. — Pah! wahrhaftig... es ist kein Spaß? — Nein, Fifine, nichts ist gewisser ... Ich bin unermeßlich reich und werde unverweilt ein Schloß haben, worauf ich sehr halte."

„Wie! Du bist reich und sagst es mir nicht sogleich! läßt mich zwei Stunden harren!... Ah, gut! wie wir uns belustigen wollen! ... nun, laß uns doch tanzen, springen, uns rühren! Du bist reich und bleibst so ruhig?"

Fifine faßte Robineau bei den Armen und dreht ihn gewaltsam mit sich im Zimmer umher; endlich macht er sich jedoch wieder los und setzt sich wieder, während Fifine fortwährend springt und auf Stühle und Schränke steigt.

„Gewiß, Fifine, fährt Robineau fort, sich auf seinem Stuhle schaukelnd, ich wünsche, daß Du Dich belustigst, ja, es wird mir angenehm sein, Dir bei vorkommender Gelegenheit nützlich zu sein, und Du

kannst auf meine Protektion zählen; was jedoch das Weitere betrifft, nämlich fortan meine Geliebte zu sein, so wirst Du einsehen, daß das unmöglich ist... und daß mir meine gesellschaftliche Stellung nicht mehr erlaubt, Dich zu sehen, wie früher ..."

Fifine, die auf die Kommode gestiegen war, wo sie in der Stellung einer Psyche stand, ist mit einem Sprung bei Robineau und ruft ihm zu: „Was murmelst Du da ... von Deiner gesellschaftlichen Stellung ... daß Du mich nicht mehr sehen könnest, wie früher? ... Sei so gut und erkläre mir das ein wenig deutlicher."

„Es scheint mir ziemlich klar, liebe Fifine. Ich hege fortwährend unendlich viel Freundschaft für Dich ... habe mir selbst vorgenommen, Dir morgen einen Beweis davon zu geben, indem ich Dir einen Shawl von Flockseide zum Geschenk mache ... die Farbe kannst Du wählen, mir ist's gleich ... Allein ich sage Dir, daß ich weder mehr Dein Liebhaber sein, noch mit Dir ausgehen kann, weil die Umstände und meine neue Stellung in der Welt sich entgegensetzen."

Nachdem Fifine ihn völlig angehört hatte, bleibt sie noch eine Weile regungslos; dann geht sie zum Kamin und nimmt das Licht aus dem Leuchter; ehe sie sich aber entfernt, bleibt sie vor Robineau stehen, der sich noch immer auf seinem Stuhle schaukelt.

„Ich hielt Dich nur für dumm, doch ich sehe, daß Du auch undankbar bist, sagt Fifine mit bitterem Lächeln; Du willst mich nicht mehr sehen, weil Du reich geworden bist ... Sehr schön! ... der Vorsatz

ist Deiner würdig! Was das Geschenk betrifft, so behalte es für die, welche Dich ausziehen werden, indem sie sich über Dich lustig machen; für diese wirst Du nie zu viel haben."

„Mademoiselle, sagt Robineau, zornig aufspringend, was Sie mir da sagen, ist sehr unartig; ... übrigens wundert es mich nicht, wenn man so gemeine Manieren hat, wie Sie."

„Schweig, elender Wicht! ... versetzt Fifine, barsch auf Robineau zutretend, der sich hinter einem Lehnstuhl verschanzt; Du verdientest, daß ich Dich zwänge, dieses Licht brennend zu verschlucken! ... — Mademoiselle Fifine! ... — Schweig! ... Du dauerst mich! ... Geh zu Deinen Herzoginnen und Prinzessinnen; unterhalte Tänzerinnen und Lady's; wenn Du aber besoffen bist, dann warte, bis sie Dir Thee und Heilmittel geben, und Du wirst wohl am Magenkrampf sterben können."

Bei diesen Worten macht Fifine ihrem ehemaligen Liebhaber eine tiefe Verbeugung, geht aus dem Zimmer und läßt ihn in voller Dunkelheit allein.

„Seht einmal die Bosheit! ruft Robineau aus, als Fifine weg ist, sie hat mir nicht einmal mein Licht angezündet! ... O, die Weiber! ... Es thäte Noth, daß ein Mann, der fünfundzwanzigtausend Franken Renten hat, noch Feuer schlüge; ... meiner Treu, nein ... ich gehe lieber im Finstern zu Bett ... Diese Fifine, die sich erlaubt, zu ... So ist's! je mehr man für die Weiber thut, je mehr mißbrauchen sie einen ... Jetzt geht's aber nicht mehr so ... ich

werde mich entsetzlich hoch stellen, und um meine Eroberung zu machen, ist noch etwas Anderes nöthig, als nur eine Stumpfnase."

Robineau legt sich zu Bett, und Fifinen vergessend, schläft er ein und träumt von seinem zukünftigen Schloß.

Fünftes Kapitel.

Ankauf eines Schlosses. — Abreise in die Auvergne.

Robineau schlief nicht lange, weil der Gedanke an Schlösser, Güter, Titel, Wagen und Bediente nothwendigerweise Aufregung verursacht. Des Hin- und Herwälzens in seinem Bette müde, steht er sehr früh auf und spricht während des Ankleidens bei sich selbst: „Mein Cabriolet und mein Bedienter warten vielleicht schon unten; ... ich habe zu viel zu thun, um meine Zeit im Bett zuzubringen."

Ganz leise schleicht er fort, weil er von Fifine, die gleichfalls sehr früh auf ist, nicht gehört werden will; aber er trifft Niemand auf der Treppe, und in der Straße angelangt, sucht er vergebens nach seinem Cabriolet.

„Teufel! noch nicht da! sagt er und sieht nach seiner Uhr. Ach, es ist erst sechs Uhr! ... gleichviel, wenn ich um sechs Uhr spazieren fahren will, so steht es mir wohl frei."

Da er indeß Geräusch auf der Treppe hört und fürchtet, Fifine möchte es sein, so entschließt er sich, zu Fuß, und zwar zu seinem Notar zu gehen. Der

Portier steht gerade auf. Die Schreibstube findet er noch verschlossen und er fragt daher, ob der Notar zu Hause sei. — „Gewiß ist er noch nicht ausgegangen! erwidert der Portier. Ich denke, er schläft wohl noch mit seiner Frau! ... — Ah! was schlafen! seit zwei Stunden schlafe ich nicht mehr; ich will zu ihm hinauf. — Aber, mein Herr, man geht nicht so früh zu den Leuten. — Wenn man ein Schloß kauft, muß man zu jeder Zeit hinaufgehen können."

Der Portier, in der Meinung, es handle sich um ein sehr wichtiges und eiliges Geschäft, läßt Robineau passiren, und dieser reißt beinahe die Klingel an der Vorthüre des Notars herab.

Nach einer Weile erscheint eine Kammerjungfer mit erschreckter Miene: „Ei! du mein Gott! was gibt es denn?"

„Ich bin es, liebes Kind, erwidert Robineau, ich will mit Deinem Herrn sprechen. — Weßhalb denn, mein Herr? entgegnet die Dienerin, immer noch im Glauben, es sei irgend etwas Besonderes vorgefallen. — Weßhalb? ... Zum Henker! wegen des Schlosses, das ich ihn beauftragt habe, mir ausfindig zu machen ..."

Die Kammerfrau beruhigt sich, sieht Robineau an und fährt dann fort: „Der Herr schläft noch, er gibt sich so früh nicht mit Geschäften ab. — Sagen Sie ihm, meine Liebe, sein Klient sei es, Julius Raoul Robineau, der von seinem Onkel Gratian fünfundzwanzigtausend Franken Renten geerbt hat, das wird ihn sogleich aufwecken. — O! mein Herr, ich glaube

nicht! ... Zudem sind Herr und Madame erst seit Kurzem verheirathet und ich weiß nicht, ob ich nur so eintreten kann. — Soll ich hineingehen ... — O! nein, mein Herr ... warten Sie, ich will nachsehen."

Die Dienerin entschließt sich, die Botschaft auszurichten, und Robineau geht inzwischen in einem großen Speisesaal auf und ab, zu sich selbst sprechend: Wenn der Notar weiß, daß ich es bin, so wird er gewiß augenblicklich aufstehen."

Das Mädchen kommt jedoch bald mit spöttischer Miene zurück und sagt: „Der Herr hat geflucht, weil ich ihn aufweckte, mich zum Teufel geschickt und hat gesagt, man solle wieder kommen ... — Sie haben also meinen Namen nicht genannt? — Doch, mein Herr; ... das hat nichts gemacht. — So! das hat nichts gemacht! ... Nun, ich werde wieder kommen."

Ziemlich übel gelaunt entfernt sich Robineau, vor sich hinmurmelnd: „Wenn mir dieser Mensch da schon alle meine Gelder eingehändigt hätte, würde ich auf der Stelle einen andern Notar nehmen. Gehen wir zu Alfred!"

Vor sieben Uhr langte er im Hotel Marcey an, Diener liefen im Hof umher. Der Kammerdiener Alfreds hält Robineau an mit den Worten: „Mein Gebieter schläft noch, mein Herr!"

„Ach was! ... gleichviel! es wird ihm nicht unlieb sein, mich zu sehen ... er erwartet mich!" damit eilt Robineau die Treppen hinauf, geht durch die Gemächer und dringt endlich in Alfreds Schlafzimmer,

der noch in tiefem Schlafe lag. Er stößt ihn an, schüttelt ihn und ruft: „He da, mein Freund ... werden wir nicht aufstehen? Komm doch, Fauler!“

Alfred schlägt die Augen auf, blickt Robineau an und ruft: „Wie! Du bist es! ... Was willst Du denn? ... — Ich komme, mit Dir über Geschäfte zu sprechen ... Du hattest mir, glaube ich, gestern gesagt, daß Du ein reizendes Landgut in der Gegend von Nantes gesehen habest, dessen ...“

„Ei! der Teufel hole Dich und Deine Landgüter! ... Ich träumte bestens von der Frau von Gerville ... — Ich bitte Dich um Verzeihung, daß ich Dich aufgeweckt habe, aber ... — Und ich bitte Dich um Verzeihung, wenn ich wieder einschlafe.“

Damit legt sich Alfred auf die andere Seite und gibt keine Antwort mehr, worauf sich Robineau endlich entschließt, sich zu Eduard zu begeben, wobei er sich sagt: „Gehen wir zu Herrn Eduard Beaumont. Ein Dichter muß früh aufstehen, zudem werde ich ihn zum Frühstück einladen, und man sagt, die Schriftsteller haben solche Einladungen gerne.“

Er war noch nie in Eduards Wohnung, kennt aber seine Adresse. In dessen Hause in der Straße d'Enghien angelangt, hält ihn der Pförtner nicht auf, sondern ruft ihm zu: „Im vierten Stock.“

Hier klingelt er ein und zweimal, Niemand antwortet; er wird jedoch nicht müde und beim dritten Male läßt sich die Stimme Eduards vernehmen und fragt, wer da sei?

„Ich bin es, Julius ... Sie wissen wohl ... ich

will Sie zum Frühstück abholen ... Oeffnen Sie ... — Ach! ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung, Herr Robineau, ich habe aber sehr spät in die Nacht hinein gearbeitet und schlafe gerne noch ein wenig ... Auf Wiedersehen!"

Robineau bleibt noch einige Minuten unbeweglich vor der Thüre und sagt sich: „Was haben denn alle diese Leute da gegessen, daß sie so lange schlafen? ... Das ist außerordentlich!"

Er steigt die Treppe hinab, sieht auf seine Uhr: es ist beinahe halb acht Uhr und er denkt daher, sein Cabriolet müsse ihn erwarten; in der Straße Saint-Honoré erblickt er schon von ferne den Wagen vor seiner Thüre. Fifine und die jungen Putzmacherinnen stehen unter der Ladenthüre; stolz schreitet er an ihnen vorüber, wirft sich unter dem schallenden Gelächter der Mädchen in sein Cabriolet und sagt sich: „Sie lachen! ... Gut! ich werde suchen, sie mit Koth zu bespritzen."

Eine Stunde lang läßt er sich in den Straßen von Paris spazieren führen, hierauf begibt er sich wieder zu seinem Notar; dieser, bereits müde, den Narren viermal täglich zu sehen und öfters von ihm aufgeweckt zu werden, denkt, man müsse ihm so schnell als möglich ein Gut verschaffen, um ihn los zu werden. Gleich bei seinem Eintritt ruft er ihm daher zu: „Ich hab's gefunden. — Wär's möglich? ... Ein Landgut? — Besser als das, ein Schloß. — Ein Schloß! ... Sie sind ein herrlicher Mann ... — Es hat noch Thürme, Zinnen ... — Zinnen! ... lassen

Sie sich umarmen!... — Gräben... freilich trocken. — Ich lasse Wasser hineinbringen. — Große Wohnung, viele herrschaftliche Gemächer, Stallung für zwanzig Pferde... — Ich werde Esel hineinstellen. — Ein Park, Gehölz, ungeheure Gärten, in denen man sich verlieren kann! — Sich verlieren! herrlich! — Ein Terrain zum Jagen. — Ich werde nichts Anderes thun. — Ein kleiner, reichlich mit Fischen versehener Fluß. — Gerade recht, ich liebe Fischspeisen! — Endlich ist das Schloß noch möblirt... freilich etwas im alterthümlichen Styl; aber mit Ausnahme des Weißzeugs findet man Alles, um es augenblicklich bewohnen zu können. — Mein bester Notar, das ist zum Entzücken... im alterthümlichen Styl möblirt?... nur um so vornehmer! — Uebrigens werden Sie aus den Dokumenten das Nähere über den Inhalt des Schlosses sehen. — Das Alles ist sehr gut... nur fürchte ich, dieses köstliche Gut möchte zu theuer sein... — Achtzigtausend Franken. — Achtzigtausend Franken!... eine Bagatelle!... es ist mein! — Ich muß Ihnen aber zum Voraus sagen, daß es nicht viel einbringt; es scheint, daß die dazu gehörigen Güterstücke nicht in gutem Stande sind. — Mir einerlei. — Es werden sogar an den Gebäuden einige Ausbesserungen vorzunehmen sein. — Ich werde thun, was nöthig ist... — Endlich ist es weit von hier. — Was macht mir das? ich gehe nicht zu Fuß. Kurz, wo ist es? — In der Auvergne, bei Saint-Amand-Talende und Clermont... neunzig Stunden ungefähr von Paris."

Robineau besinnt sich eine Weile und sagt: „In der Auvergne!... neunzig Stunden von hier!... Teufel! da kann ich nicht im Café Anglais frühstücken und Abends wieder auf meinem Schloß zurück sein. — Bedenken Sie aber auch, mein Herr, daß ein in der Nähe von Paris gelegenes Gut, der Menge der fortwährenden Besuche wegen, für den Besitzer verderblich wird; der Eine kommt und bleibt acht Tage, ein Anderer vierzehn, man ist nie frei und braucht ein beträchtliches Vermögen, alle hiedurch veranlaßten Ausgaben zu bestreiten. — Das ist wahr... Und in der Auvergne wird man sich nur so auf dem Spaziergang zum Essen bei mir einladen... Ist die Auvergne schön? — O, mein Herr! ein sehr merkwürdiges, malerisches Land, mit prächtigen Bergketten, reizenden Ebenen, kurz, den unvergleichlichsten Schönheiten und Abwechslungen. — Alles ist sehr gut; aber der Name des Schlosses? Ich halte viel auf den Namen. — Das Gut heißt Schwarzenfels. — Schwarzenfels! prächtig! und wenn es mein gehört, kann ich seinen Namen führen? — Nichts hindert Sie daran. — Herr von Schwarzenfels... Julius von Schwarzenfells!... herrlich!... göttlich!... Also abgemacht, Herr Notar... ich kaufe das Schloß. — Sie können vor Abschluß des Handels es einsehen, und... — Nein, nein! o! es könnte unterdessen an einen Andern verkauft werden und der Name von Schwarzenfels entginge mir!... Es ist beschlossen, abgemacht, ich kaufe das Schloß. Wann kann ich die Kaufbriefe erhalten? Es eilt mir sehr, mein Schloß

zu haben. — Ich muß vorher an meinen Collegen in Saint-Amand schreiben... hernach die Urkunden... o! es ist höchstens eine Sache von acht Tagen. — Acht Tage!... ach! wie lang!... Gleichviel, thun Sie was nöthig ist, damit man mir meine Besitzung nicht streitig machen kann... Ach! wenn Sie in die Auvergne schrieben, wäre es mir nicht unangenehm, wenn man auf meinem Schlosse wüßte, daß ich dort eintreffen werde... und man mir einen kleinen Empfang vorbereitete. Es sind ohne Zweifel Leute in Schwarzenfels? — Höchstens ein Hausvogt und ein Gärtner. — Einerlei, es wird nicht übel sein, wenn man ihnen zu wissen thut, daß ihr neuer Gebieter bald in sein Schloß kommen wird. Nun, ich verlasse Sie... beschleunigen Sie die Sache. Bedenken Sie, daß mein Leben, mein Glück, alle meine Hoffnungen bereits auf meinem Schlosse ruhen."

Robineau ist ganz außer sich vor Freude, und da das Glück, gleich dem Schmerze, der Mittheilung bedarf, kehrt er zu Alfred zurück, den er diesmal aufgestanden findet und dem er schon vom Vorzimmer aus entgegenschreit: „Es ist geschehen... ich bin Gutsbesitzer... ich habe ein Schloß... das Schloß Schwarzenfels... nichts Geringes... mit Thürmen, Zinnen, Gräben... vielleicht mit Kanonen; nichts fehlt! Mein bester von Marcey, ich bin der glücklichste Mensch."

Alfred lächelt über die Aufregung, welche der Besitz eines Schlosses bei dem neuen Herrn hervorbringt; er läßt ihn neben sich Platz nehmen, fordert

ihn auf, ruhiger zu werden und fragt ihn, wo seine Besitzung gelegen sei.

„In der Auvergne, erwidert Robineau; ein herrliches Land!... Vaterland der Bergleute, mit malerischen Gegenden. — Ich kenne die Auvergne nicht, man hat mir aber gesagt, daß es in der That ein sehr merkwürdiger Landstrich sei. Ehe Du aber das Schloß kaufst, wirst Du es hoffentlich vorher besichtigen? — Nein, nicht, ich kaufe es sogleich und besichtige es nachher; ich will dort meinen Einzug als Grundherr, als Besitzer machen; die Domäne Schwarzenfells für achtzigtausend Franken! Du wirst zugeben, lieber von Marcey, daß das ein Fund ist... — Sag lieber, es sei ein altes, gothisches, stark in Ruinen liegendes, stark beschädigtes Gebäude, wo Du viel nur auf Ausbesserungen verwenden mußt. — Ich werde nichts ausbessern, ich liebe die Ruinen... und ein Park! ein Gehölz! Jagd! Fischerei... — Jagst Du eben so gut als Du reitest? — O! schlechter Witz!... Schau, ich bin sicher, Du machst Dir eine sehr falsche Idee von meinem Schloß. — Ich versichere Dich, es ist mir sehr lieb, daß Du eins hast, weil Du mich wenigstens ruhig schlafen lassen wirst. — Ach, mein Freund! mein bester Freund!... ein herrlicher Gedanke! — Wieder ein Schloß, das Du kaufst? — Nein, ich habe an einem genug; ich bin nicht ehrgeizig. Du hast mir aber so eben gesagt, Du kennst die Auvergne nicht... eine prächtige Gelegenheit, sie kennen zu lernen. Ich nehme Dich mit, mein Gut zu besehen; gestehe nur, daß ich einen

guten Kauf gemacht habe... Du ertheilst mir einige Rathschläge über die Weise, mein Haus einzurichten... lehrst mich jagen... wir geben Feste, Du ordnest sie an... Nun denn, was sagst Du darüber? scheint es Dir nicht hübsch? — Meiner Treu... in die Auvergne zu gehen, würde mir schon gefallen; allein mir fällt bei, daß ich mit Eduard diesen Sommer eine kleine Reise in die Schweiz machen soll... das ist eine unter uns abgemachte Sache. — Statt in die Schweiz zu gehen, kommt ihr mit mir in die Auvergne, die Schweiz Frankreichs; dort werdet ihr Berge und Schnee sehen, eben so gut als in der Schweiz... Eduard begleitet uns. — Was Henker, Du willst also die ganze Welt mitnehmen? — Nein, aber Eduard, es wird mir Vergnügen machen; er ist Dichter, und ein Dichter ist oft nützlich, besonders wenn man, wie ich, Bankette geben, Damen empfangen, galant sein will. — Aha! ich verstehe, Du willst, Eduard soll mitgehen, um Gelegenheitsgedichte zu machen. — Er mag machen was er will; es scheint mir aber, daß es einem Dichter, einem Schriftsteller gleichfalls nicht unangenehm sein dürfte, ein malerisches Land zu besuchen; ein Land, wo es Felsen, Abgründe gibt; er wird zehn Stücke darüber schreiben!... Es gibt nichts Geeigneteres als Schnee, Gebirge, Gießbäche, um das Genie zu inspiriren; ich bin sicher, er wird ein Gedicht oder eine Tragödie über mein Schloß verfassen, unter dem Titel: Schloß Schwarzenfels. Alfred, ich bitte Dich, lade ihn zum Mitgehen ein. — Ich verspreche Dir,

es ihm vorzuschlagen, und wenn er einschlägt, ist es abgemacht, wir reisen mit Dir und quartiren uns in Deinem Schlosse ein."

Robineau verläßt Alfred, um sich mit den Zurüstungen zu seiner Abreise zu beschäftigen; und dieser Letztere ist, beim Nachdenken über den ihm gemachten Vorschlag, der Meinung, die Reise in die Auvergne werde ihm manche Gelegenheit geben, sich zu ergötzen; der Gedanke, Robineau im Schloß Schwarzenfels den großen Herrn spielen zu sehen, freut Alfred schon zum Voraus, und da er mit Eduard den Plan einer Schweizerreise nur in der Absicht gemacht hatte, von dem Pariser Leben etwas abzuschweifen, so dachte er, sein Freund werde, gleich ihm, den Vorschlag Robineau's annehmen.

Selten stand es mehr als zwei Tage an, daß Alfred und Eduard einander sahen; ohne gerade gleichen Geschmack und gleichen Charakter zu haben, liebten sie sich und fanden Gefallen aneinander; die Sympathie, welche zwei Wesen zusammenführt, entsteht nicht immer aus Uebereinstimmung von Geist und Gemüth. Der Geist bedarf der Contraste. Wie viele Leute gehen nur in die Gesellschaft derer, mit denen sie in fortwährendem Streite liegen.

Alfred war vielleicht flatterhafter, leichtsinniger, lustiger als Eduard; indeß war dieser nicht viel ordentlicher als die jungen Leute seines Alters; weniger reich jedoch, als der junge von Marcey, trieb er seine Tollheiten nicht so weit, und war vernünftig enug, keine Schulden machen zu wollen. Die

Gewohnheit, weniger auszugeben, nachzudenken, ehe er an einer Lustpartie Theil nahm, hatte ihm von seinem Freunde den Zunamen des Vorsichtigen verschafft, und doch war Eduard nicht klüger als Alfred, wenn sein Herz mit ins Spiel kam. Beide waren liebenswürdig; Alfred, indem er sagte, was ihm in den Sinn kam, und seine natürliche Heiterkeit gab ihm oft viel Spaßhaftes ein; Eduard, indem er nur seine Empfindungen ausdrückte, und seine Gedanken ermangelten nie eines richtigen Gefühls. Endlich lachte Eduard über die Tollheiten, die Alfred vorbrachte, und dieser klatschte den Betrachtungen seines Freundes Beifall zu.

Am Abend desselbigen Tages, wo Robineau sie beide aufgeweckt hatte, trifft Eduard mit Alfred zusammen, und dieser theilt ihm den Vorschlag des neuen Besitzers von Schwarzenfels mit.

Eduard besinnt sich einige Augenblicke, und schon wird Alfred ungeduldig und drängt ihn zu einem Entschlusse.

„Zu Herrn Julius Robineau gehen! sagt Eduard endlich: weißt Du aber, daß Dein Freund Robineau sehr einfältig ist? — Gewiß, weiß ich es ... allein was liegt daran! ... geht man nicht alle Tage zu einfältigen Leuten? — Wäre es nur dies, machte es nichts! er ist aber voller Einbildung und Prätentionen ... — Desto besser! das ist das Lustigste ... Denke nur an das Leben, das er in seinem Schlosse beginnen wird! ... an das Geschrei, das sich in der Gegend verbreiten wird! ... an die ergötzlichen Auf-

tritte! die daraus erfolgen werden! ... Du, als Schriftsteller, wirst darin eine Menge Sittengemälde, komische Details finden. — Sehr gut; wir können den armen Teufel doch nicht bloß in der einzigen Absicht begleiten, uns auf seine Kosten lustig zu machen! — Nun, Du wirst gar etwas Unrechtes dabei sehen! Merkst Du aber nicht, daß wir Robineau einen wahren Dienst leisten, während wir uns bei ihm belustigen? in tausend Gelegenheiten wird er unserer bedürfen ... Er will Bälle ... Feste ... geben ... ja Du sollst ihm Hochzeits- und Taufgedichte fertigen! — Ah! sehr verbunden. — Kurz, wenn wir uns auf seinem Schlosse langweilen, reisen wir wieder ab ... Ich will mein Leben auch nicht auf dem Schwarzenfels zubringen. — Und wie machen die Reise? — Mein Gott, wie Du willst ... Mit Postpferden wahrscheinlich, und auf gemeinschaftliche Kosten, das versteht sich von selbst! ... Ich habe keineswegs Lust, von Herrn Robineau auf der Reise freigehalten zu werden; ... allein wir werden nicht mehr Geld brauchen, als in der Schweiz ... Nun denn, Du besinnst Dich ... Sieht Deine Weisheit irgend ein Stein des Anstoßes? ... Mit Deinen viertausend Franken Renten und Deinen Ersparnissen wirst Du am Ende reicher, als ich! ... — Ich begehre keinen Reichthum, ich wünsche nur glücklich zu sein. — Du bist nicht lecker, Du willst bloß das Beste! ... Nun, was beschließest Du? — Was Du willst; laß uns in die Auvergne gehen und das Schloß des Herrn Robinean besuchen. — Das laß ich gelten. Wie ent-

zückt wird der arme Robineau sein, wenn er hört, daß wir mit ihm gehen. Im Grunde ist er ein ziemlich guter Kerl; ich fürchte indeß sehr, er möchte sich mit seinem Schloß zu Grunde richten, und wir wollen uns bemühen, ihn davor zu bewahren, wenn er nicht eigensinnig darauf beharrt. Laß uns die Auvergne besuchen! ... die kleinen Auvergnatinnen! ... Ich weiß nicht, allein ich stelle mir immer vor, daß wir dort hübsche Gesichtchen finden werden ... — Ach! Du denkst schon wieder an die Weiber! ... — O! so stell Dich doch ehrlich an, Du! ... Ei! mein Freund! ... ein Land, worin es keine Weiber gäbe ... folglich keine Hoffnung zu Liebschaften, wäre es auch schön wie Eden, reich wie Eldorado, angenehm wie das glückliche Arabien, würde in meinen Augen doch nur eine traurige Einsamkeit sein ... Auch habe ich den armen Robinson stets bedauert, der statt einem Weibe nur seinen Freitag zur Gesellschaft hatte."

Robineau ermangelt nicht, am andern Tag nach dem Entschluß der beiden Freunde zu fragen, und als er vernimmt, daß sie ihn in sein Schloß begleiten werden, ist er ganz entzückt. Er hat sich eine Postchaise zur Reise angeschafft, und will sich auch Pferde kaufen. Nicht ohne viele Mühe macht ihm Alfred begreiflich, daß es weit besser sei, bis Clermont-Ferrand Postpferde zu nehmen.

„Warum nicht bis in mein Schloß? fragt Robineau. — Hast Du mir nicht gesagt, Dein Gut liege nur ein oder zwei Meilen von dieser Stadt? — Ja. — Nun gut! da wir in die Auvergne gehen, um

das Land ein wenig zu sehen, so können wir, glaube ich, sehr wohl zwei Meilen zu Fuße machen. — Aber indeß ... — Indeß, wenn Du uns immer widersprichst, so lassen wir Dich ganz allein gehen."

Robineau gibt nach, wiewohl er es weit vornehmer gefunden hätte, mit der Post in dem Hofe seines Schlosses anzulangen; aber er denkt, daß er in Clermont leicht andere Pferde für den Rest des Wegs bekommen könnte, um seine Bagage weiter zu befördern, denn er hatte einen tüchtigen Vorrath von Kleidungsstücken und Toilettengegenständen zusammengekauft, da er die neuesten Parisermoden in die Auvergne bringen wollte.

Durch beständiges Laufen zu seinem Notar hat Robineau seine Angelegenheiten schnell zu Ende gebracht; und nach Verlauf von sechs Tagen ist er zur Abreise mit seinem neuen Bedienten, Franz, bereit, der sein Cabriolet führt, und den er zu seinem Kammerdiener erhoben hat, weil dieser, auf der Stelle seine schwache Seite erlauernd, nie anders als mit niedergeschlagenen Augen und den Hut in der Hand mit ihm spricht.

Alfred hält nicht für nothwendig, Jemanden mitzunehmen; da jedoch im Angenblick der Abreise der Baron von Marcey noch nicht wieder in Paris zurück ist, so übergibt er seinem Diener Germain ein Billet mit den wenigen Worten an seinen Vater: „Ich mache eine kleine Reise mit Eduard und Robineau ... Es thut mir leid, Dich vorher nicht umarmen zu können, ich werde mich aber bei meiner

Rückkunft entschädigen. Bleibe gesund, unterhalte Dich gut. Ich will mich zu vergnügen suchen."

Der Leichtsinnige bezeichnete nicht einmal die Gegend, in die er sich begab; aber er dachte, es werde seinem Vater sehr gleichgültig sein; überdies nahm er sich vor, bei längerer Abwesenheit zu schreiben.

An dem zur Abreise bestimmten Tag saß Robineau im Wagen, noch ehe die Pferde angeschirrt waren, dreimal schickt er zu Alfred und Eduard; endlich langen seine beiden Gefährten an; die Koffer sind geschnürt, die Pferde angespannt, der Postillon knallt mit der Peitsche, man fährt ab, und Robineau sagt vor sich hin: „Da wäre ich nun auf dem Weg nach meinem Schlosse."

Sechstes Kapitel.

Der Unbekannte von Clermont-Ferrand.

So eben war die Sonne über dem hübschen Städtchen Clermont-Ferrand heraufgestiegen und die geschäftigen Einwohner waren schon größtentheils an der Arbeit. Vor der Postherberge rupften die Mägde Geflügel, die Knechte schnitten Häckerling, Buben führten Pferde zur Tränke, einige Reisende labten sich am Abschiedstrunk, einige, viel durch Clermont kommende Kaufleute stießen mit dem Wirthe an und die Postillone küßten die Mägde, die sich zwar wehrten,

es aber doch geschehen ließen, wie es der Brauch ist in allen Landen.

Etwa zweihundert Schritte von der Herberge betrachtete ein Mann, nachlässig auf eine Steinbank hingestreckt, dieses Schauspiel mit großer Gleichgültigkeit, und während er um sich herblickt, schien sein Geist gleichwohl mehr den Erinnerungen der Vergangenheit, als den Eindrücken der Gegenwart zugänglich. Dieser Mann, dessen Kleidung Armuth, noch mehr aber eine umherschweifende Lebensweise verkündigte, schien etwa fünfundvierzig bis fünfzig Jahre zu zählen; allein die Unordnung, die in seinem Aeußern herrschte, der seit mehr als einem Monat nicht geschorene Bart, schwarze ungekämmte Haare, wovon mehre Locken das Gesicht bedeckten, ließen sein Alter nicht leicht errathen; dennoch erblickte man, der Unordnung seiner Haare ungeachtet, unter dem elenden Filz, der seinen Kopf bedeckte, noch Spuren ehemaliger großer Schönheit: eine schöngeformte Nase, mittleren, doch beinahe völlig zahnlosen Mund, schwarze bogenförmige Brauen und große braune Augen, deren Ausdruck ironisch zu sein pflegte, und mit dem spöttischen Lächeln, das von Zeit zu Zeit über seine Lippen kam, übereinstimmte; sein Wuchs war hoch und schlank. Kurz, wiewohl er nur mit schlechten Hosen von grauer Leinwand, einer rothen, beschmuzten Weste und einem weiten nußbraunen, an mehren Orten mit Stücken von anderer Farbe geflickten Ueberrock bekleidet war; als Fußbedeckung nur schlechte, durchlöcherte Stiefel, um den Hals nur

ein nachlässig zusammengelegtes Taschentuch hatte, lag in der Physiognomie dieses Menschen doch ein Etwas, das keine gemeine Herkunft verrieth, und in seinem ganzen Wesen zeigte sich eine gewisse Leichtigkeit und beinahe ein Stolz, die seltsam mit seinem armseligen Kostüm im Widerspruch standen.

Nachdem der Unbekannte noch eine Weile auf seiner Steinbank ausgestreckt geblieben war, steht er auf, schiebt einige Haarlocken unter seinen Hut zurück, ergreift einen derben Knotenstock, der neben ihm lag, und geht mit festem Schritte auf das Gasthaus zu, wo er mit hoher Miene, und wie Jemand, der zu seinem Vergnügen reist, eintritt. Er dringt in den den Reisenden gemeinschaftlichen Saal zu ebener Erde, setzt sich vor einen mit Wachstuch überzogenen Tisch, und schlägt mit seinem Stock tüchtig darauf.

Eine Magd kommt herbei; obgleich man in Herbergen an Gästen aller Klassen gewöhnt ist, so stimmt sie der Anzug des Reisenden doch nicht zu seinen Gunsten; und da man bei Leuten, die man für unglücklich hält, kein Blatt vor den Mund nimmt, so fragt die Magd zuerst mit zänkischem Tone, warum er durch sein Schlagen auf den Tisch so viel Lärm mache?

„Weil es mir so gefällt," mein Liebchen, antwortete der Fremde mit starker Stimme, indem er das Kellermädchen mit drohender Miene ansieht. „Wäre man schneller herbeigekommen, so hätte ich nicht nöthig gehabt, so stark zu klopfen. Sie haben mich wohl in das Haus treten sehen, denn Sie waren

vor der Thüre. Warum sind Sie nicht auf der Stelle gekommen, mich zu fragen, was ich wolle?"

Das Kellermädchen, nicht darauf gefaßt, von einem so schlecht gekleideten Menschen auf solche Weise behandelt zu werden, ist ganz verdutzt, und erwidert, ihre Schürze zusammenknitternd: „Wahrhaftig!... weil... weil..."

„O! zum Henker!... weil ich nicht in einer Equipage gekommen bin... und meine Toilette nicht ausgesucht ist! Was liegt aber daran, wenn ich nur zahle, was ich verzehre, so habt Ihr nichts zu sagen; vorwärts, bringt mir Käs, Brod und eine Kanne Wein;... und zwar schnell, denn ich habe Hunger."

Das Dienstmädchen geht, vor sich hinbrummend: „Macht der ein Wesen mit seinem Käs und Brod!..." Indeß beeilt sie sich, den Fremden zu bedienen, der mit vielem Appetit sein Frühstück verzehrt, und sich über sein Stück Käse hermacht, als ob er ein welsches Huhn mit Trüffeln äße; die übrigen Reisenden im Saale aber erlauben sich nicht, die Augen zu oft auf den Neuangekommenen zu werfen, denn es liegt etwas in seiner Physiognomie, das anzeigt, daß er schlechte Witze nicht gut aufnehmen würde; es gibt eine Art Armuth, die sich Achtung verschafft, gleichwie es einen Reichthum gibt, der nie achtungswerth ist.

Die Kellnerin erzählte indeß ihrem Herrn, was für ein neuer Reisende angekommen sei, und der Wirth, eine neugierige und geschwätzige Person, der sehr den Vielwisser spielte, obgleich er nicht so groß ist, als

seine Frau, selbst, wenn er seine braunwollene Nachtmütze auf hat, kommt trippelnd und lächelnd in den Saal, spricht mit mehren Reisenden, wobei er seitwärts nach dem Unbekannten schaut; nachdem er dreimal um diesen herumgeschlichen ist, entschließt er sich, ihn anzureden, und sich auf die Tafel lehnend, auf welcher derselbe ißt, sagt er: „Nun denn! Sie finden mein Weinchen nicht übel, nicht wahr?“

Der Fremde läßt das ihm eigen gewordene spöttische Lächeln über seine Lippen schlüpfen, und ohne den Wirth anzublicken, erwidert er nach einer Weile: „Muß ich ihn nicht bezahlen, ich mag ihn gut oder schlecht finden?“

„Ah! gewiß!... des heißt, wenn Sie bessern wollten, könnte man... — Wenn ich andern wollte, würde ich Ihre Erlaubniß nicht abgewartet haben, welchen zu bestellen. — Richtig;... aber... — Aber, ich bin jetzt nicht mehr lecker! — Sie sind's nicht mehr?... Ah! ich verstehe, das will heißen, Sie sind es gewesen?... nicht wahr?“

Der Unbekannte richtet seine Augen nach dem Wirth, und nachdem er ihn eine Weile starr angesehen hat, sagt er: „Es gibt etwas, was Sie gewesen sind, was Sie noch sind, und wahrscheinlich immer sein werden!“

Jetzt heftet der Wirth seine kleinen, rothen Aeuglein auf die des Fremden, um aus denselben Belehrung zu suchen über das, was er sagen will; da es ihm jedoch nicht gelingt, ruft er aus: „Davon verstehe ich nichts... Prophezeihen Sie etwa?“

Der Fremde zuckt die Achseln, antwortet nicht mehr, und ißt fort.

„Bleiben Sie einige Zeit in unserer Stadt?“ beginnt der Wirth nach einer Weile von Neuem. — „Weiß nicht;... wenn es mir gefällt, zu bleiben, so bleibe ich. — Das ist richtig!... Ah! Sie werden hier hübsche Dinge sehen!... einen herrlichen botanischen Garten... ein prächtiges Collegium!... ich spreche Ihnen nicht von unsern Aprikosenpasteten... Sie scheinen nicht auf Leckereien zu halten. Hinsichtlich der Schönheit der Umgegend aber werden Sie überrascht, erstaunt sein! — Nichts überrascht, setzt mich mehr in Erstaunen. — Ah! das ist ein Anderes!... Noch etwas, bleiben Sie hier über Nacht?“

Ohne auf diese Frage zu antworten, führt der Unbekannte mit der Hand über die Stirne und scheint nachzusinnen; endlich fragt er den Wirth: „Ist Niemand mehr von der Familie Granval in dieser Stadt? — Die Familie Granval! sagt der Wirth verwundert; wie! haben Sie dieselbe gekannt? Die Granval waren sehr reiche, sehr angesehene Leute, und... — Ich weiß, was sie waren; ich frage Sie, ob noch Jemand von ihrer Familie im Lande ist. — Nein, Niemand mehr. Der alte Granval ist schon vor fünf Jahren gestorben, mit Hinterlassung eines Sohns und einer Tochter. Der Sohn genoß eine sehr schlechte Gesundheit; der Gebrauch des Bades von Mont d'Or machte ihn nicht fetter; er ließ es sich einfallen, zu heirathen... das hat ihm vollends den Treff gegeben; vor zwei Jahren starb er. Was

seine Schwester betrifft, so hat diese einen Kaufmann geheirathet, mit dem sie nach Italien gereist ist."

Die Ellbogen auf den Tisch gelehnt, den Kopf auf die Hände gestützt, hörte der Unbekannte dem Wirthe zu. Als dieser zu sprechen aufgehört, entfuhr ihm ein derber Fluch, hierauf murmelte er: „Die Einen gestorben, die Andern nicht mehr im Lande! Wie sich in so wenig Jahren Alles ändert, Alles zerstreut wird!..."

„Hatten Sie einen Auftrag an die Familie Granval?" fragte der Gastwirth, dem Reisenden gegenüber sitzend, der, ohne ihm zu antworten, nach einigen Augenblicken in seinem Selbstgespräch fortfährt: „Er wäre am Ende auch nicht besser gewesen, als die Uebrigen... Jeder ist sich selbst der Nächste!... natürlich!... desto schlimmer für die, welche dumme Streiche machen!... sich ausplündern lassen!... man hat Recht, sie auszulachen... jetzt aber fordere ich sie heraus!... ich stehe über Allem!... ich verachte sie!... und werde sie zu entbehren wissen."

„Sie werden sie zu entbehren wissen?" sagt der Wirth, in der Meinung, der Fremde spreche mit ihm. „Ah!... wahrlich, wenn Sie könnten;... aber... ich habe nicht recht verstanden, von welchem Sie..."

„Was bin ich schuldig?" sagte der Fremde, plötzlich aufstehend.

„Was Sie schuldig sind? o! die Rechnung wird bald gemacht sein!... Brod, Wein, Käse, macht zusammen zwölf Sous."

Der Unbekannte nimmt zwölf Sous aus einer Westentasche und wirft sie auf den Tisch; dann eine Pfeife und Rauchtabak aus einer Rocktasche ziehend, stopft er die Pfeife und fragt: „Wo gibt's Feuer? — Feuer... Ihre Pfeife anzuzünden? — Wahrscheinlich. — Zum Henker! in der Küche... sie wird hier nie kalt... Sie haben mir aber nicht gesagt, ob..."

Der Fremde hört nichts mehr; geht nach der Küche, zündet seine Pfeife an, steckt sie in den Mund, geht langsam aus der Herberge, streckt sich wieder auf die Steinbank und raucht ruhig, wie ein Muselmann, der auf weichen Kissen säße.

„Ein sonderbarer Patron! spricht der Wirth bei sich, als er den Fremden sich entfernen sieht. Er raucht... ich glaube, es ist ein alter Soldat. Was Teufels wollte er von den Granval?... Er sagte am Ende, er werde sie zu entbehren wissen... Gleichviel, ich habe wohl daran gethan, ihm Gesellschaft zu leisten; wenn er wieder kommt, werde ich ihn abermals zum Schwatzen bringen."

Nachdem der Unbekannte den ganzen Morgen auf seiner Steinbank zugebracht hatte, kam er wirklich um zwei Uhr wieder in das Gasthaus; er läßt sich wieder Käs und Brod geben, trinkt aber diesmal nur Wasser. Der Wirth schleicht um ihn herum, richtet einige Fragen an ihn, das Gespräch einzuleiten; er ißt, ohne zu antworten, zahlt sein mageres Mahl und entfernt sich; diesmal jedoch geht er, statt sich auf die Steinbank zu setzen, die Straße hinab.

„Ein trauriger Kunde! sagt hierauf der Wirth. — Und zudem, bemerkt das Kellermädchen, verführt er einen Spektakel wie ein Marquis! Er befiehlt! spricht mit gebieterischem Ton!... er thäte besser daran, seinen Bart scheeren zu lassen, statt sich mit Käs vollzustopfen!... — Ist er wieder auf der Steinbank da drüben? — Nein, Herr, er ging die Straße hinab. — Alsdann werden wir ihn wahrscheinlich nicht mehr sehen. — Ein großer Jammer!"

Der Wirth irrte sich, um acht Uhr Abends sieht er den schlechtgekleideten Unbekannten mit seinem Knotenstock wieder in den Saal treten.

„Nun, wieder der Käsemann!" sagt das Kellermädchen ganz leise; ihr Herr gibt ihr aber ein Zeichen, zu schweigen, weil er den Reisenden böse zu machen fürchtet. Dieser setzt sich vor einen Tisch, fordert Käse, Brod und ein Gläschen Branntwein. Man bedient ihn schnell; er ißt stillschweigend; als er aber den Wirth fragt, was er schuldig sei, tritt dieser, schon lange brennend vor Begierde, ihn auszufragen, vor, zieht höflich seine Mütze ab und sagt: „Werden Sie hier nicht über Nacht bleiben? — Hier über Nacht bleiben? wiederholt der Fremde, nein; man schläft eben so gut im Freien... und das kostet nichts; während ich hier bezahlen müßte, nicht wahr?"

„Ja, das ist so der Brauch; Sie sehen wohl ein, daß wir nicht umsonst... — Gut! gut!... Habe ich etwas umsonst verlangt? — Nein, mein Herr, ich sage ja nicht, aber... — Aber dann halten Sie Ihr Maul und lassen Sie mich mit Frieden."

Der Wirth setzt ärgerlich seine baumwollene Schlafmütze wieder auf, und der Fremde geht fort, nachdem er bezahlt hat.

„Ich komme auf den Glauben, daß der Käseherr nur ein Landstreicher ist, bemerkt der Gastgeber, als er sich von der Entfernung des Unbekannten überzeugt hat. Ein Mann, der im Freien schläft... ist ein wenig verdächtig... Es ist mir leid, daß er nicht bei mir über Nacht blieb, weil er mir alsdann doch seinen Namen hätte sagen müssen."

„O! seine Papiere sind in Ordnung, sagt ein kleines, so eben eingetretenes Männchen, der dem Reisenden noch begegnet war. In der Stadt angelangt, ging er auf der Stelle zum Herrn Maire und ließ sie visiren."

„Ei, schaut! Sie kennen also diesen Menschen, Herr Benedikt? fragte der Wirth, dem Neuangekommenen näher tretend. Herr Benedikt streicht sein Kinn, schüttelt den Kopf, um sich eine wichtige Miene zu geben und erwidert: „Ja... ich bin ihm schon mehrmals in der Stadt begegnet; er ist wenigstens seit acht Tagen hier. — Wie heißt er? — Seinen Namen weiß ich nicht, glaube aber, daß er reich gewesen ist, Alles durchgebracht hat und nichts mehr besitzt? — Und was treibt er jetzt? — Sie haben's ja gesehen; geht spazieren, ruht aus, raucht, spricht aber wenig. — Ich, ich habe nichts an ihn zu fordern, er hat seine Zeche bezahlt... ist aber sehr schlecht angezogen... Hm! Herr Benedikt, Sie werden zugeben, daß das nicht die Kleidung eines Mannes ist, der

von Zinsen lebt! — Ich habe Ihnen nicht gesagt, daß er von Zinsen lebe... sondern ich vermuthe, er sei reich gewesen, ein großer Unterschied!"

Man unterhält sich noch einige Zeit von dem Unbekannten; bis die Ankunft neuer Gäste den Mann mit seinen mageren Mahlzeiten in Vergessenheit bringt.

Am andern Morgen lag er auf seine Steinbank niedergestreckt; weniger seinen Gedanken hingegeben, schien er die ankommenden Reisenden zu mustern, und mehr als einmal machte er eine Bewegung, einigen von ihnen näher zu treten; bald fiel er jedoch wieder auf seine Bank zurück, und ein peinliches Gefühl malte sich auf seinen Zügen.

Um zwölf Uhr etwa tritt er in die Herberge, nimmt ein gleich bescheidenes Mahl ein wie gestern, und bleibt, seinen Kopf in beide Hände gestützt, lange in seine Gedanken versunken. Der Wirth selbst wagte nicht, ihn zu stören, als sich ein großer Lärm hören läßt: eine Extrapost kommt an. Drei junge Leute und ein Diener stiegen heraus, und Wirth und Kellermädchen sprangen herbei, Robineau und seine beiden Reisegefährten zu empfangen, denn sie waren es, die in Clermont eintrafen.

„O weh! holla!... ich bin gerädert, sagt Robineau, man hat wohl Recht, zu sagen, es geht wie mit Extrapost... Wie es gegangen ist, meine Herren! Städte und Dörfer flogen vor uns davon! — Das heißt, wir flogen vor ihnen! — Es ist hübsch... lustig, schnell zu reisen... o weh, meine Wade!... Franz, gib auf meine Koffer und Effekten Acht! —

Wohlan, Herr Wirth, lassen Sie uns ein gutes Essen auftragen... das Beste, was Sie haben... ich habe entsetzlichen Hunger... und Du, Eduard? — Ich auch... die Luft dieses Landes scheint mir sehr gesund... — Und Du, Robineau, hast Du nicht auch Appetit?"

Robineau zieht Alfred am Frack und sagt halblaut zu ihm: „Nenne mich doch nicht mehr Robineau, mein Freund, Du weißt, ich heiße nicht mehr so... ich bin Julius von Schwarzenfels. — Ach! zum Teufel! denke ich daran!... Kurz, Herr Julius Robineau vom Schwarzenfels, sind Sie nicht geneigt, sich zu Tische zu setzen? — Mein Freund, so lange ich nicht auf meinem Schlosse bin, habe ich keinen Hunger. — Das ist ein Schloß, das Dich krank machen wird, armer Teufel."

Die drei jungen Leute waren in den großen Saal getreten; das Geräusch ihres Gesprächs ließ den Unbekannten den Kopf aufrichten, der sie, ohne aufzustehen ansieht.

„Meine Herren!... setzt euch doch nicht hieher! sagt Robineau, wie er den Fremden erblickt; wir können nicht in diesem Saale bleiben!... Leute, wie wir... seht ihr denn nicht? die Gesellschaft ist ausgezeichnet!"

Alfred steht auf und sagt: „Meiner Treu, auf der Reise bin ich Philosoph, und wenn nur das Essen gut ist, so..."

Robineau schreit aber, ruft, macht Lärm, und der Wirth läuft mit der Mütze in der Hand herbei.

„Lassen Sie uns doch ein besonderes Zimmer geben, sagt Robineau; es scheint mir, Herr Wirth, daß Sie Rücksichten haben... und uns nicht mit Jedermann zusammen setzen sollten."

„Man deckt im ersten Stock für Sie, meine Herren; und wenn Sie hinaufgehen wollen... — Ja, gewiß. — Werden die Herren hier übernachten? — Nein! nein! wir übernachten auf meiner Besitzung Schwarzenfels." Beim Namen Schwarzenfels erhebt der Unbekannte die Augen und sieht Robineau scharf an, welcher fortfährt: „Sie müssen dieses Schloß kennen, Herr Wirth? — Den Schwarzenfels? nein, mein Herr, ich kenne nur das Dorf Weißenfels, das ungefähr zwei Meilen von hier ist."

„Höre mal, Robineau, sagt Alfred lachend, man hat sich vielleicht geirrt, Du bist ohne Zweifel Grundherr von Weißenfels? — Durchaus nicht... ich habe meine Urkunden; ich weiß gewiß, es ist schwarz... Zudem sagt, wie ist Weißenfels? — O! mein Herr, die meisten Einwohner wohnen in Höhlen, in einer Art in die Felsen gehauener Kasematten... — Ihr seht wohl, meine Herren, das trifft nicht zu... Höhlen, Kasematten... und ich, ich habe ein herrliches Schloß... Sie kennen hoffentlich die Stadt Saint-Amand? — Saint-Amand-Talende? ja, mein Herr; vier gute Meilen von hier. — Nun gut, mein Schloß ist in der Gegend... man muß es von ferne sehen, weil... — Ach! um Gotteswillen, fiel Alfred ein, setzen wir uns zu Tisch!... Ich habe schon Magenkrämpfe von Deinem Schlosse, ehe ich dort bin..."

„Ja, ja, bleiben wir nicht hier.“ Bei diesen Worten wirft Robineau einen verächtlichen Blick auf den Unbekannten, der, weit entfernt, den Kopf zu senken, die Stirne runzelt und den Grundherrn vom Schwarzenfels mit den Augen verfolgt. Dieser geht eiligst aus dem Saal und sagt zum Wirth: „Warum haben Sie solche Leute in Ihrem Hause? — Wie wer, mein Herr? — Zum Henker! wie jener Bettler, der in Ihrem Saale saß und bei unserer Ankunft nicht einmal aufstand. — Dies ist kein Bettler, mein Herr, ein Reisender. — Nun gut! ein sauberer Vogel von einem Reisenden!... Ueberdies sieht er sehr unverschämt aus, und wenn ich nicht gefürchtet hätte, mich zu compromittiren, würde ich ihn gelehrt haben, daß man einen Mann, wie ich bin, nicht auf solche Weise ansieht.“

„Ah! Robineau, ich bitte Dich, spiele nicht den Meschanten, sagte Alfred, sich zu Tische setzend; seit Du ein Schloß hast, willst Du Jedermann über die Achsel ansehen, über den Haufen rennen. Glaubst Du, der Reichthum gebe das Recht, überall den Herrn zu spielen? — Davon ist keine Rede... ich verlange, daß man höflich gegen mich ist... Mir scheint das nicht zu viel.“

„Sie aber, Herr Julius, nimmt Eduard das Wort, sind Sie höflich gegen den armen Kerl gewesen? sowie Sie ihn erblickten, wollten Sie den Saal verlassen... er wird Ihre verächtlichen Blicke bemerkt haben... Unglückliche sind viel zartfühlender als Andere, weil sie stets Erniedrigungen befürchten.

— Nun, lassen wir das! Ich muß wirklich andere Dinge im Kopf haben, als auf solche Leute Acht zu geben; esset schnell, meine Herren, damit wir bälder in mein Schloß kommen. — Ersticke Dich, wenn Du willst, ich esse mit Ruhe; bedenke doch, daß es erst zwei Uhr ist!... Wir haben noch Zeit genug! — Warum denn aber zu Fuße gehen... behalten wir den Wagen... man wird uns andere Pferde auftreiben. — Ei! wir sind des Fahrens müde; ist es nicht angenehmer, die paar Stunden vollends zu Fuß zu machen, die Gegend, die Bäuerinnen zu bewundern?... denn kurz, man muß wissen, mit wem wir zu thun haben. — Dann lassen wir Wagen und Bagage hier und ich lasse sie morgen durch meine Leute abholen. Trotzdem will ich Franz vorausschicken, daß man die Zimmer in Ordnung bringt. — Wie Dir beliebt."

Robineau steht auf und nimmt seinen Bedienten auf die Seite: „Franz, Du gehst voraus auf mein Schloß! — Ja, mein Herr; wo liegt es, Herr? — Schlag den Weg nach Saint-Amand ein, dann fragst Du... Zum Henker, es muß bekannt sein! — Ja, Herr... O, ich will es leicht finden. — Du theilst dem Hausvogt mit, daß sein neuer Gebieter mit zwei jungen Edelleuten ankommen werde. — Ja, Herr! — Du sagst ihm, er solle Alles rüsten, uns würdig zu empfangen. — Ja, Herr... ich sage ihm, er soll die Betten machen. — Du gibst ihm zu verstehen... so, als wenn es von Dir käme, daß ich auf Complimente sehe, und daß er eine Rede an mich richten

solle. — Ja, Herr, ich sage ihm, Sie hätten mir gesagt, er solle eine Rede an mich halten. — Nein, Dummkopf! Du sagst nicht, daß ich es gesagt hätte, daß Du es aber vermutheſt... — Ah! ich verstehe, Herr. — Hierauf gehst Du in die Umgegend, Franz, zu allen Bauern... theilst ihnen meine Ankunft mit... gibst ihnen zu verstehen, ich sei sehr reich, sehr großer ... — Ich soll sagen, Sie seien groß? — Das heißt großmüthig... und daß, wenn sie mir Blumenkränze überreichen... einen kleinen Empfang bereiten... mit Gewehrsalven... Geschrei... Tänzen, so könne mir das nur Vergnügen machen. — Gut, Herr!... Sie wollen ein Fest... ohne Ihr Vorwissen. — Richtig. Kurz, Franz, Du setzest Jedermann in Bewegung. — Ja, Herr, seien Sie ruhig... Sie sollen zufrieden sein."

Franz entfernt sich, um sich nach dem Schwarzenfels zu begeben; und Robineau, entzückt über seinen Einfall, geht, sich die Hände reibend, zu seinen beiden Reisegefährten zurück; er treibt sie so sehr, daß sie endlich die Tafel verlassen und in den Hof der Herberge herabkommen.

„Wir reisen, sagt Robineau; Herr Wirth, wir lassen Ihnen meinen Reisewagen, meine Koffer und Effekten zurück; Franz, mein Kammerdiener, wird Alles mit einem Pferde morgen abholen; diese Herren wollen zu Fuße gehen. — O! Sie werden eine herrliche Gegend sehen, meine Herren! — Ja, aber wir sollten auch wissen, nach welcher Seite wir zu gehen haben. — Ein hübscher Weg führt durch die Gebirge

nach Saint-Saturnin, das nur eine halbe Stunde von Saint-Amand ist... dann gibt es eine Hauptstraße nach Isoire und Saint-Flour."

„Nein, nein, keine Landstraßen, sagt Eduard; wir wollen Malerisches, Abwechslung... Schreckliches sogar! — Einen Augenblick, meine Herren, ich gehe nicht am Rand der Abgründe! Es wäre viel klüger, wir nähmen einen Führer, der uns durch das unbekannte Land leitete."

Der Fremde, der die letzten Worte Robineau's gehört hat, nähert sich jetzt plötzlich den drei jungen Leuten, und ohne seinen Hut abzuziehen, sagt er zu ihnen: „Wenn Sie einen Führer brauchen, meine Herren, so kann ich Ihnen dienen... denn seit acht Tagen schweife ich stets in der Gegend umher, und kenne sie ein wenig."

Alfred und Eduard sind unschlüssig, Robineau aber, dem des Fremden Gesicht keineswegs gefällt, antwortet schnell: „Nein, nein, wir wollen Niemand; ich scherzte... wir sind groß genug, unsern Weg selbst zu finden."

„Ganz wie's beliebt, erwidert der Unbekannte; und die Pfeife in den Mund steckend, entfernt er sich vom Wirthshaus; bald verlassen die drei jungen Leute Clermont und schlagen den Weg ein, der, wie man ihnen sagte, nach Saint-Amand führen soll.

9 10 11 12 13 14 15 16 17 18

6 5 4 3